



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Dichtung am Rhein

Linden, Walther

Ratingen, 1944

Viertes Kapitel: Volksdichtung und Geistesleben im ausgehenden
Mittelalter

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99212](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99212)

VIERTES KAPITEL

Volksdichtung und Geistesleben im ausgehenden Mittelalter

Die territoriale Zersetzung der Rheinlande beginnt bereits im 10. Jahrhundert. Der Aufstand Liudolfs im Jahre 953, der in der „Herzog-Ernst“-Dichtung seinen lebhaften Nachhall gefunden hat, wirkte entscheidend: durch ihn wurde das alte niederlothringische Herzogtum aufgelöst, zunächst an den Erzbischof Bruno von Köln, den Bruder Ottos I., übertragen, seine Bedeutung hat es nie wieder erlangt. Im Laufe des 11. und 12. Jahrhunderts bilden sich bereits die Territorialgebiete aus, die um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert ihre Selbständigkeit erringen und durch den tiefeingreifenenden Verzicht Kaiser Friedrichs II. von 1231 so gut wie unabhängig vom Reiche werden. Da entwickeln sich die größeren Grafschaften Jülich (seit 1346 Herzogtum), Berg (1380 Herzogtum), Kleve (seit 1416 Herzogtum), Geldern, Limburg, Lützelburg, Nassau, daneben die kleineren Mörs, Sayn, Wied, Neuenahr, Blankenburg, Saarbrücken, Veldenz, die Rheingrafschaft, Katzenellenbogen (das später an Hessen fällt), Leiningen usw. Das alte oberlothringische Herzogtum bleibt in vermindertem Umfange bestehen, und aus der alten Pfalzgrafschaft in Aachen entwickelt sich im Laufe des 12. Jahrhunderts aus ursprünglich karolingisch-salischem Besitz die neue Pfalzgrafschaft bei Rhein, die den Süden des fränkischen Stammesgebiets, die alemannisch durchmischten Teile zusammengefaßt. Zwischen diesen Überreichtum weltlicher Herrschaften, kleiner und kleinster reichsritterschaftlicher Gebote, die Reichsstädte Köln, Aachen, Frankfurt, Worms, Speyer, Metz schieben sich nun die geistlichen Fürstentümer: die Erzbistümer und Kurfürstentümer Köln, Mainz und Trier, die Bistümer Worms, Speyer, Metz und auf westfränkischem Boden Verdun und Toul, die Reichsabteien Essen und Werden usw. Es wird

den Rheinlanden zum Verhängnis, daß sie, ehemals der geeinte Kern des Reichs, zu einem der zersplittertesten Gebiete Deutschlands geworden sind und daß es keiner dieser Territorialmächte gelingt, eine neue einheitliche Form zu schaffen.

An Versuchen, eine Hegemonialherrschaft in den Rheinlanden aufzurichten, hat es nicht gefehlt. Der erste Staat, der eine rheinische Gesamtherrschaft anstrebt, ist das Erzbistum Köln, das vornehmste der geistlichen Fürstentümer am Rhein: dies Bestreben beginnt bereits Ende des 12. Jahrhunderts bei Philipp von Heinsberg, der der staufischen Sache den Rücken kehrt, um seine eigennützigen landesfürstlichen Ziele zu verfolgen, aus dem zerschlagenen Erbe des niedergeworfenen Löwen glücklich das Herzogtum Westfalen heimbringt und damit zwei der alten Stammesherzogtümer mit dem neben Mainz angesehensten Erzsizze vereinigt. Die großen Erzbischöfe des 13. Jahrhunderts, Engelbert I. von Berg und Konrad von Hochstaden, haben alles darangesetzt, ihr Gebiet zu erweitern, die kühn zur Reichsunabhängigkeit aufstrebende Stadt Köln in ihre Botmäßigkeit zu zwingen, ihren Lehnssbereich auszudehnen. Wenn Engelbert noch treu zum Reiche stand, so hat Konrad von Hochstaden sich der staufischen Sache ebenso versagt, wie das Philipp von Heinsberg und der verhängnisvolle Adolf von Altona getan hatten, hat an ihrer Stelle die Scheinkönigsherrschaft eines Wilhelm von Holland und Richard von Cornwallis aufzurichten versucht, um in ihrem Schutze seine Sonderhoheit zu befestigen. Immer wieder hat das Schicksal diese Versuche zerschlagen. Engelbert, der die Grafschaft Berg an Köln bringen konnte, endete 1225 unter den Mörderstreichen am Gevelsberg, Konrad von Hochstaden kam nicht zum Ziele, und der zweite Engelbert mußte mit der Niederlage von Worringen 1288 allen seinen Plänen entsagen. Die Stadt Köln errang hierbei ihre tatsächliche Unabhängigkeit vom Erzsizze, das auf seine ländlichen Gebiete beschränkt wurde. Im 15. Jahrhundert haben Dietrich von Mörs und mit besonders unglücklicher Hand Ruprecht der Pfälzer diese Hegemonialbestrebungen wiederaufgenommen und sind noch einmal völlig gescheitert; nach der Neußer Belagerung 1474 hat Köln 1476 seine

Unabhängigkeit als Reichsstadt vom Kaiser bestätigt erhalten. Der Kurfürst von Köln, Herzog von Niederlothringen und Westfalen, ist ein kleiner Landesfürst mit zerrissenem Staatsgebiet geblieben.

Ein zweiter Verfestigungspunkt lag in den nordrheinischen Grafschaften, die im 14. und 15. Jahrhundert zu Herzogtümern erhoben wurden: Jülich, Berg, Kleve, Geldern. Immer wieder boten sich Gelegenheiten, diese Gebiete zu einer unvergleichlichen Territorialmacht zusammenzuschließen, da alle diese alten Geschlechter nacheinander ausgestorben sind, aber der fürstliche Familiengedanke, der zu neuen Teilungen führte, hat die Vereinigung wiederholt verhindert und hinausgeschoben. Erst 1398 verbinden sich Kleve und Mark, 1423 Jülich und Berg, erst im 16. Jahrhundert gelingt es, in Jülich, Berg, und Kleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein einen mächtigen niederrheinisch-westfälischen Einheitsstaat zusammenzuschließen. Das ausgehende Mittelalter hat diese später so enttäuschende Gründung nicht mehr erlebt.

Der dritte Verfestigungspunkt lag im Süden des Stammesgebiets, wo die alte Pfalzgrafschaft seit ihrer Übertragung an den Staufer Konrad 1156 und nach dem Übergange an die Wittelsbacher 1214 zu einer starken Macht emporgestiegen war, die rechts und links des Rheines die kleinen Gebiete an sich raffte. Die nordrheinischen Gebiete aber gingen im Streite mit Köln verloren, die ursprünglich an die karolingische Residenz Aachen geknüpfte Pfalzgrafschaft wurde ganz in den Süden gedrängt. Auch die Pfalz hat bei ihren Ausweitungsversuchen immer von neuem mit dem Neide der Nachbarn zu ringen gehabt, hat unter schwächeren Kurfürsten Gebiet verloren, unter ihren großen Herrschern, wie besonders im 15. Jahrhundert in der Glanzzeit Friedrichs des Siegreichen, Macht und Ruhm vergrößert. Aber es war ihr Unheil, daß sie rings von starken Nachbarn und Mitstreibern umlagert war: Kurtrier und Kurmainz, Württemberg, Hessen und Lothringen — an diesen eisernen Schranken hat auch der Ausdehnungsdrang der Kurpfalz seine Grenzen gefunden.

Weder Kurköln noch Jülich-Berg-Kleve noch die Kurpfalz sind zur rheinischen Großmacht aufgestiegen; die Lande von Emmerich

bis Rastatt verharren im ständigen Widerspiel der streitenden Kräfte, wurden von unablässigen Fehden der einzelnen Mitbewerber überflutet und verheert. Wohl war das Rheinland immer noch der äußere Mittelpunkt des Reiches: Frankfurt die Wahlstadt, Aachen die Krönungsstadt, der Erzbischof von Köln Träger des Krönungsrechtes, von den sieben Kurfürsten, deren Kollegium sich im 13. Jahrhundert ausbildete, hatten die vier vornehmsten ihren Sitz am Rhein, die drei geistlichen und als vierter der Pfalzgraf bei Rhein, dem zugleich das Vikariatsrecht beim Tode eines Kaisers und das Amt der Anklage gegen einen Kaiser zustand. Hier wurde 1338 der Kurverein zu Rhense geschlossen, der den päpstlichen Ansprüchen entgegentrat. Hier saßen die „Königsmacher“ bis ins 15. Jahrhundert hinein: vom Reichsverweser Engelbert I. von Köln an, dem der Sänger des Reichs, Walther von der Vogelweide, sein strahlendes Lob zuwandte.

Von Kölne werter Bischof, seid mit Grunde froh.

Ihr habt dem Reiche wohl gedienet und also,
daß Euer Lob emporsteigt und schwebet hoh . . .

Getreuer Königspfleger, Ihr seid hoher Märe,
Kaisers Ehrentrost mehr als je ein Kanzler . . .

und dessen Ermordung er mit den Worten beklagte: „Wes Leben ich lebte, des Tod will ich immer klagen“, bis zu Konrad von Hochstaden, den Wählern Adolfs von Nassau, Ludwigs von Bayern und Friedrichs des Schönen von Österreich, bis zu denen, die Ruprecht von der Pfalz auf den deutschen Königsthron erhoben. Noch einmal gab das Rheinland ein Kaisergeschlecht, nach Karolingern und Saliern die Lützelburger, die von 1308 bis 1437 mit Unterbrechungen die kaiserliche Würde bewahrten — der Dantekaiser Heinrich VII., der dem großen Florentiner als Retter und Einer Italiens erschien, ist ihr erster. Aber gerade bei den Lützelburgern offenbart sich als deutlichste, wie sehr das Rheinland seine Stellung als Kernland im wahren Sinne schon eingebüßt hatte, wie das Schwergewicht des Reiches nach dem Osten verlagert worden war. Als es galt, eine lützelburgische Hausmacht zur Stütze der neuerrungenen Kaiserwürde zu gründen, ließ das Rheinland mit seinen engbegrenzten und

ausgewogenen Territorialherrschaften keine zureichende Möglichkeit, so daß die lützelburgische Hausmacht in Böhmen, Mähren, Schlesien, Brandenburg, in Ungarn und Polen begründet werden mußte. Gerade hier zeigte sich das Verhängnis der Rheinlande, die unselige Erbschaft aus der Zeit, da es Kernland des Reiches war: die als Reichsämler entstandenen, nun zu leeren Hülseu, zu trostlos schwächlichen Landesfürstentümern herabgesunkenen geistlichen Herrschaften. Das Herzogtum Lützelburg konnte keine rheinische Großmacht werden, da sich kurtrierische und bischöflich lüttichsche Gebiete wie ein Riegel jeder Gebietserweiterung vorschoben, und ebenso war es im gesamten Rheinlande: geistliche und weltliche Herrschaften sperrten sich gegenseitig. Kurköln sperrte Jülich und Berg, dieses wieder spaltete Kurköln und sein Herzogtum Westfalen, Kurtrier riegelte den Mosellauf ab, sie alle zu schwach, zu eigener Größe emporzusteigen, aber stark genug, als Hemmschuh zu wirken. Die geistlichen Kurfürstentümer des Rheinlands sind die Hauptursache gewesen, daß jeder Versuch zur Begründung einer rheinischen Großmacht unterbunden wurde.

Und so enthüllt sich jetzt schon die tiefe Tragik des Rheinlandes, die im 16., 17. und 18. Jahrhundert ihre bedrohlichste Auswirkung finden sollte: die Länder am Rhein trugen das schwere Erbe der Vergangenheit, sie litten unter den Folgen ihrer ehemaligen Kernstellung, ohne von Vergangenheit oder Gegenwart irgendeinen Nutzen einzuheimsen. Die alte Struktur des Reiches hatte jeden Sinn und damit jede fruchtbare Wirkung verloren, aber sie blieb erstarrt, unlebendig, unnütz, ein lastendes, lebenszerstörendes Hindernis gerade in diesem einstigen Kernlande bewahrt, konnte in ihrer traditionsgebundenen Würde und Heiligkeit nicht aus dem Wege geräumt werden, während zu gleicher Zeit die von keiner Fessel der Tradition beengten Kolonialstaaten des deutschen Ostens sich zu mächtigen einheitlichen Gebilden auswachsen konnten: die Ostmark, Böhmen-Mähren-Schlesien, Brandenburg, der Ordensstaat. Aus den beengten Rheinlanden flutete der Strom rheinischer Menschen nach Osten. Vom 12. bis 14. Jahrhundert ist eine Volkswanderung von Rhein.

Maas und Mosel, Main und Neckar zur Oder und zur Weichsel, zu den baltischen Küsten bis zum Finnischen Meerbusen, donauabwärts nach Siebenbürgen und auf den Wegen der Kreuzfahrer gegangen. Noch zeugen die Ortsnamen: Montabaur im Westerwald wiederholt ein Mons Tabur in Palästina, Thuron an der Mosel den Namen einer Kreuzfahrerburg ebendort, um seinerseits im Thorn des Deutschen Ordens erneut zu werden — gerade der Deutsche Ritterorden zählte eine Fülle westdeutscher Mitglieder, und sein größter Hochmeister Winrich von Kniprode stammte vom Niederrhein. Von Rhein, Main und Neckar gehen Siedlerzüge nach Obersachsen, Schlesien, Böhmen. Das rheinische Blut ist an der Ostkolonisation des Mittelalters in hervorragendem Maße, ja teilweise führend beteiligt; wie einst zur Seine und Loire, so zerstreut sich jetzt seine Volkskraft in östliche Weiten.

In diesen Wanderungen zu Neuland und Neuform liegt der Beweis für die ungebrochene Volkskraft der fränkischen Rheinlande. Die Jahrhunderte des ausgehenden Mittelalters bringen einen *Aufstieg des Volkes*, der sich außer in diesen Wanderungen in der Handels-herrschaft der rheinischen Städte kundgibt. Köln ist nun mit 50 000 Einwohnern — übertriebene Berichte melden 150 000 — die volkreichste Stadt des Reiches; zu den Wundern seiner romanischen Kirchen gesellt sich der 1248 begonnene ungeheure Block seines gotischen Domes, der 1446 errichtete herrliche Rathausturm — ein Stadtbild, dessen bezwingende Macht selbst die kunstverwöhnten italienischen Besucher wie Petrarca und Enea Silvio Piccolomini anerkannten. In dieser größten Stadt Deutschlands aber war die alte Volkssitte noch so ungebrochen kraftvoll geblieben, daß diese Italiener noch die uralte germanische Fußwaschung der Frauen im Rheine beobachten konnten, daß der Karneval als verwandeltes germanisches Frühlingsfest hier wie im ganzen Rheinlande unzerstört in lebendigster Blüte blieb. Köln wurde in der Hanse des 14. und 15. Jahrhunderts der Vorort des westdeutschen Drittels, es trug den Handelshof zu Brügge und den Londoner Stahlhof, in einer überaus geschickten, in weiter Schau geführten Politik verstand es sich mit

Flandern wie mit England, der flandrisch-englische Handel blieb kölnisches Monopol. Vom 13. bis zum 15. Jahrhundert führt die rheinische Hauptstadt einen heldischen Kampf um ihre Freiheit vom Erbstift; erst sind es die Geschlechter, die diesen Heldenkampf führen, die Overstolz, Aducht, Jude, Hardefust, Cleingedank, Rothe, Lyskirchen usw., nach dem Sieg der Zünfte und dem „Verbundbrief“ 1396 ist es die Masse des Volkes, bis 1476 mit der Anerkennung der Reichsunmittelbarkeit der endgültige Sieg errungen ist. Der Kampf der Trierer Bürger hat nicht zu den gleichen Erfolgen geführt. Keine rheinische Stadt ist dem Aufstieg Kölns nachgekommen, auch Frankfurt nicht, das sich in diesen Jahrhunderten zu einem beherrschenden Platze des deutschen Binnenhandels erhob. Das nach der Worrringer Schlacht 1288 zur Stadt erhobene Düsseldorf hat über hundert Jahre schwer unter dem Wettbewerbe und der Eifersucht Kölns zu leiden und kommt erst im 15. und 16. Jahrhundert als Hauptstadt des aufsteigenden bergischen Staates empor.

Der lebhaft flandrisch-englische Handel, der rege Geistesaustausch mit den Niederlanden, die Stellung der 1388 gegründeten Universität Köln beweisen es, daß zum mindesten die rheinisch-niederländische Verbundenheit noch in hohem Maße besteht. Und danach ist die beginnende Sonderung nicht zu verkennen. Seit um 1200 das Reich seine gewaltige Bindekraft verloren hat, streben die Teile allerorten auseinander, und zugleich steigt Westeuropa empor. Um 1300 beginnt die Osteroberung Frankreichs, Philipp der Schöne erneuert die Ansprüche auf das karolingische Erbe. Albrecht I. von Österreich schließt 1301 mit ihm den verhängnisvollen Vertrag, der mit der Preisgabe des linken Maßufers die französische Begehrlichkeit nur reizt. Im Jahre 1308 kann Philipp der Schöne es wagen, nach der deutschen Kaiserkrone zu greifen, aber gerade die rheinischen Kurfürsten treten ihm entgegen und erheben den lützelburgischen Dantekaiser auf den Thron. Bald danach drängt der hundertjährige englisch-französische Krieg die Ansprüche des Westlandes bis zum Ende des 15. Jahrhunderts zurück. Aber dafür wächst die Gefahr von dem 1363 begründeten neuen burgundischen Staate, der als Erbe des alten

lothringischen Zwischenreiches nach dem Rheine strebt, die rheinische Hegemonie zu gewinnen sucht. Der Heldenkampf der Neußer in der berühmten Belagerung von 1474 zerschlägt den furchtbaren Ansturm Karls des Kühnen; Burgunder, Flamen, Engländer, Lombarden scheitern vor den Mauern einer von zum Tode bereiten Bürgern verteidigten rheinischen Stadt. Das deutsche Geschichtsbewußtsein ist allerdings an der unzweifelhaften Tatsache vorübergegangen, daß es die Neußer Bürger und nicht die Schweizer waren, die Karl dem Kühnen die erste entscheidende Niederlage beibrachten und damit ihre Heimat vor westlicher Überfremdung retteten. Der Untergang Karls des Kühnen hat auch dem von seinen Truppen überschwemmten Lothringen die Freiheit wiedergegeben.

Das Herzogtum Limburg war 1288 durch die Worringer Fehde an Brabant gefallen, den bergischen Erbansprüchen zum Trotz, die Herzogtümer Lützelburg und Geldern gelangten 1451 und 1473 in den Verband des burgundischen Staates und bald danach unter österreichische und spanische Herrschaft — so wurde der Raum der fränkischen Rheinlande eingeeengt, bereitet sich die Absonderung der Niederlande vor. Das 16. Jahrhundert wird dieser Entwicklung den verhängnissschweren Abschluß geben.

Der Bruch in der rheinischen Epik um 1200 geht tief. Was danach an epischen Werken geschaffen worden ist, steht abseits der gesamtdeutschen Entwicklung, ist ganz aufs Rheinische bezogen und zeigt so auch vom Geistigen her die territoriale Besonderung der Rheinlande. Hierhin gehört zunächst die *Karlsepik*, die wir am Schlusse des 12. Jahrhunderts in „Morant und Galie“ kennengelernt haben, von der verlorene Werke im Laufe des 13. Jahrhunderts zu vermuten sind, bis der „*Karlmeinet*“ am Beginne des 14. Jahrhunderts eine Anzahl dieser Werke zusammenfaßt und mit selbständigen Teilen zu einem Leben Karls von der Geburt bis zum Tode vereinigt. Der Schöpfer dieses 35 000 Verse umfassenden Großepos ist am Niederrhein zu Hause, er arbeitet nach französischen, niederländischen und lateinischen Quellen, er kennt seinen Stoff nach allen Seiten hin und feiert in Karl den unvergleichlichen Kaiser des Abendlandes. Der

erste Teil des Epos, der eigentliche „Karlmeinet“ (d. h. der kleine Charlemagne, Carolus Magnus), behandelt die sagenhafte Jugend, wobei die Sagen von der Jugend Pippins und Karl Martells auf den großen Karl übertragen worden sind: Verdrängung aus der Herrschaft, Flucht nach Spanien, Liebe zu einer maurischen Prinzessin Galie, Rückeroberung seines Reiches und Heirat mit Galie. Der zweite Teil ist das uns bekannte mittelfränkische Epos „Morant und Galie“. Dann werden nach lateinischen Quellen, dem „Speculum historiale“ des Vinzenz von Beauvais, Einharts Leben Karls, aber auch der niederländischen gereimten Bearbeitung des Vinzenz, Jakob von Maerlants „Spieghel historiaal“, die Kriege Karls gegen Sachsen, Langobarden, Sarazenen, seine verschiedenen Ehen und Kinder, der Hauptteil seiner geschichtlichen Regierung erzählt — es ist sehr wahrscheinlich, daß der Schöpfer des Ganzen diesen dritten Teil selber bearbeitet hat. Als viertes folgt eine Übertragung des niederländischen Epos „Karl und Elegast“, die bekannte Geschichte, wie Karl durch eine göttliche Traumstimme aufgefordert wird, auf Diebstahl auszugehen, wie er auf den von ihm verbannten Elegast trifft, der ihn im Dunkel der Nacht nicht erkennt, wie sie gemeinsam einen Raub wagen und Karl dabei eine sein Leben bedrohende Verschwörung entdeckt. Als fünftes die Schlacht von Ronceval, nach Konrads deutschem Rolandsliede geschildert, aber mit Abweichungen und Ergänzungen, die auf eine unbekannte niederrheinische Bearbeitung des Konradschen Rolandsliedes, vielleicht noch aus dem 12. Jahrhundert schließen lassen — verlorene niederrheinische Karlsepik ist hier deutlich zu erkennen. Im sechsten und Schlußteile kommt noch einmal der Bearbeiter des Ganzen zu Wort; Karls Tod, sein Wesen, seine Gestalt und Sitten werden geschildert, der Übergang des Reiches auf seinen Sohn Ludwig wird erzählt. So ist das Ganze ein „Buch vom großen Karl“, die sagenhaft-geschichtliche Biographie des Frankenherrschers, dessen völkische Zugehörigkeit dem nieder-rheinischen Dichter unter dem Einfluß seiner französischen Quellen bezeichnenderweise unklar geworden ist: er hält ihn für den König von Kerlingen, also Frankreich, dem später dann die kaiserliche

Herrschaft in Deutschland übertragen wird; seinem Sohne Ludwig übergibt er das Reich mit der Bedingung, daß nach seinem Tode niemand herrschen solle.

Hey en wer eyn duysch man,
den vromsten, den man finden kan . . .
Dat was . . . eyne große ere,
dat synd ummermere
den Duytschen bleven is dat rich
ind dat besitzen geweldiglich.

Das deutsche Volksgefühl, der Nationalstolz und das Reichsbewußtsein des niederrheinischen Dichters treten hier wie an anderen Stellen, wo er die Treue von Karls deutschen Vasallen lobt, aufs klarste hervor. Er hat den großen Karl in das deutsche Geschichtsbewußtsein eingeordnet und ist dabei doch der Propaganda seiner französischen Quellen in wichtigen Dingen unterlegen.

Der „Karlmeinet“ zeigt den niederländischen Einfluß, der sich nun, wo die rheinische Epik ihre Führerstellung eingebüßt hat, am Rheine breitmacht. Sowohl die Dichtung wie die seit dem 13. Jahrhundert emporblühende Mystik, das religiöse und das geistige Leben erfahren bestimmende Eindrücke von Flandern und Holland her. Niederländische Sprokenerzähler tauchen in den nördlichen Rheinlanden auf, so um 1370 Augustijncken van Dordt in Aachen; in stadtkölnischem Dienste erscheint 1377 ein Trufator, das heißt Troubadour Heinrich von Lintorp; niederländische Schauspielergesellschaften durchwandern das Land, wie jene, die 1412 in Aachen das Spiel von Lancelot aufführt. Als Bearbeitung aus dem Flämischen tritt uns in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts der Ritterroman eines rheinischen Fahren den „Johann aus dem Virgiere“ entgegen, der Roman eines Findlings: Kaiser Siegmund von Rom findet in seinem Baumgarten (virgiere) einen schönen Knaben, zieht ihn mit seiner gleichaltrigen Tochter Clarisse auf; als die Findlingsstellung ihm beleidigend vorgeworfen wird, verläßt Johann das Land, erwirbt Ruhm und Ehre in der Fremde, entdeckt bei einem Zweikampf seinen Vater, der ihn mit der Schwester des Königs von Frankreich gezeugt und ausgesetzt

hat, vermittelt die Heirat seiner Eltern und zwingt am Schlusse den Kaiser von Rom, ihm Tochter und Reich zu geben. Ein echt volkstümlicher Stoff, novellistisch bunt und reich; aus dem verlorenen flämischen Epos hat sich später das niederländische Volksbuch „Joncker Jan uut dem vergiere“ entwickelt. Auch das nur durch ein Bruchstück uns verdeutlichte Epos vom „Normannenherzog Heinrich“ weist auf niederländische Vorlage hin.

Novellistische, volksbuchartige Züge bestimmen die rheinische Epik des 14. und 15. Jahrhunderts. *Hans von Büchel*, aus adligem badischem Geschlechte, dessen Mundart auf den Grenzbezirk des Südrheinfränkischen und Niederalemannischen weist, schreibt 1412 zu Poppelsdorf, im Dienste des Erzbischofs Friedrich III. von Köln, sein „Diocletianus' Leben“, die Übertragung der alten Novellensammlung der „Sieben weisen Meister“ mit der Rahmenerzählung des verleumdeten Diokletian; elf Jahre zuvor, 1401, hatte er in seiner „Königstochter von Frankreich“ in verwandter Weise das volkstümliche Motiv der verleumdeten Frau gestaltet. Beide Versepen haben als volksmäßige Werke lange gelebt; „Diocletianus' Leben“ ist 1473, „Die Königstochter von Frankreich“ 1500 und 1508 gedruckt worden.

Von dieser ihrer eigenartigsten Seite her gewinnt die rheinische Epik dann noch einmal eine wichtige Stellung in *Elisabeth von Nassau-Saarbrücken* (etwa 1396—1456). Die Versepike verwandelt sich in den Prosaroman des 15. Jahrhunderts, um am Ende dieses Jahrhunderts als gedrucktes Volksbuch ein langes Fortleben zu finden.

Elisabeth stammt aus der deutsch-französischen Grenzlandschaft und ist damit von Jugend auf die berufene Übermittlerin vom Westfränkischen ins Ostfränkische — vom Westfränkischen, denn in den von ihr prosaisch verdeutschten Chansons de geste kehrt ja altes fränkisches Gut in seine Heimat zurück! Ihr Vater Friedrich von Lothringen, Sohn des Herzogs Johann I. von Lothringen, hatte die französischen Besitzungen seines Vaters geerbt, Rumigny am Ardennenrande, Beves in der Pikardie, Vallais im Hennegau, Mittelpunkte der nordfranzösischen Chanson-de-Geste-Dichtung im germanisch durchsetz-

ten Grenzgebiet. Die Mutter Margarete brachte ihm als einzige Erbin die Grafschaften Vaudémont und Joinville zu. 1415 ist Friedrich von Lothringen im französischen Heere bei Azincourt gefallen. 1412, etwa sechzehnjährig, heiratete Elisabeth den Grafen Philipp I. von Nassau-Saarbrücken, den Urenkel König Adolfs von Nassau. Nach seinem Tode 1429 übernahm sie die Regierung für ihre beiden unmündigen Söhne Philipp und Johann, bis Philipp 1438, Johann 1442 die Regierung antreten konnte. Sie starb 1456; ihr Grabmal ist in St. Arnual zu Saarbrücken.

In den 1430er Jahren überträgt diese Saarbrücker regierende Gräfin, in deren Adern deutsches und französisches Blut sich mischt, vier *Chansons de geste* in deutsche Prosa, wobei sie sich ziemlich genau an den Text der Vorlage hält, die *Laissen* der Versform als Prosaabschnitte kennzeichnet; sie kürzt nur hier und da, vor allem an Stellen, die sie leichtfertig dünken, wie bei den Liebesabenteuern Lehers; die epischen Formeln der *Chanson de geste*, dieses Erbe alter volkstümlicher Epik, werden getreu übernommen. Und es sind auch volkstümliche Epenstoffe, die sie auswählt: die beiden Lothringer-epen „Herpin“ und „Loher und Maller“, dann den „Hugschappel“, die sagenhafte Geschichte des ersten Capetingers Hugo Capet, der sich vom Metzgerburschen zum Könige Frankreichs emporarbeitet, und endlich „Sibylle“, worin sich die alte Geschichte der unschuldig verleumdeten Frau mit der Geschichte des getreuen Hundes verbindet, der den Mörder seines Herrn kenntlich macht: jener Hund des Abry (Aubry), der als Motiv der volkstümlichen Dichtung so lange fortgelebt hat, daß er noch im Jahre 1817, bei seinem Auftreten auf dem Weimarer Theater, das Kunststück fertigbrachte, den Intendanten Goethe von seinem Posten zu verjagen. Elisabeth haftet an ihrer Vorlage, aber sie hat dadurch zugleich das Verdienst, die überlieferten volksmäßigen Stilelemente dieser Vorlagen getreu wiedergegeben zu haben: es sind die Anfänge des schlichten, ruhigen Volksbuchstils, und das ist es, was die starke Wirkung der Elisabethschen Prosa-romane erklärt, von denen der „Hugschappel“ 1500, „Herpin“ und „Loher und Maller“ 1514 gedruckt und bis ins 18. Jahrhundert hin-

ein neugedruckt und umgearbeitet wurden. An Elisabeth von Nassau-Saarbrücken knüpft Herzogin Eleonore von Österreich mit ihrem Prosaroman von 1456 „Pontus und Sidonia“, knüpft die Pfalzgräfin Mechthild mit ihren weitverzweigten literarischen Anregungen; diese Schwester des Pfalzgrafen Friedrich der Siegreiche hat die dichterische Anteilnahme, die sie vom pfälzischen Hofe erbt, auch ihrem erzherzoglichen Hofe in Rottenburg übertragen und gerade den alten epischen Stoffen die regste Liebe entgegengebracht. In der Bücherei der pfälzischen Kurfürsten sammelten sich die ritterlichen Epen und Prosaübertragungen; im Jahre 1480 überreichte dem Pfalzgrafen Philipp sein Singemeister Johann von Soest eine gereimte deutsche Bearbeitung des niederländischen Epos „Margarete von Limburg“ von Heinrich von Aken, so daß der niederländische Einfluß bis an die Südgrenze unseres Stammesgebietes zu spüren ist, wie er nach Niedersachsen hinüberreichte. In der Entwicklung vom ritterlichen Epos zum Prosaroman und Volksbuch hat das Rheinland eine wichtige Rolle gespielt — auf Grund seiner volkstümlichen Überlieferung und seiner Mittlerrolle zwischen west- und ostfränkischer Dichtung.

Ein zweiter Strang der rheinischen Epik des ausgehenden Mittelalters bewegt sich auf geschichtlichem Gebiete; er umfaßt die Reim- und Prosachroniken, die hier am Rhein eine ungewöhnliche dichterische Höhe, eine unvergleichliche Lebendigkeit und Farbenfrische gewinnen. Gleich das erste dieser Werke, die kölnische Reimchronik des Stadtschreibers *Gottfried Hagen* „*Boich van der stat Köllen*“ ist ein Meisterwerk ihrer Art. Gottfried Hagen ist 1268 als Stadtschreiber von Köln, 1286—1287 als Pfarrer von St. Martin in Köln bezeugt; um 1300 ist er gestorben. Das Amt des Stadtschreibers war eine hochpolitische Stellung — man denke an den Zürcher Stadtschreiber Gottfried Keller —; Hagen hat in diesem Amte einen bedeutsamen Teil der kölnischen Geschichte miterlebt und aus eigener Anschauung geschildert: die Kämpfe zwischen der stolz aufstrebenden Stadt und dem nach der rheinischen Hegemonie greifenden Erzbischof Konrad von Hochstaden. Es ist das Heldenzeitalter der Kölner Geschlechter, das hier in einem Epos von 6000 Versen gestaltet

wird; zwischen 1277 und 1287 ist die Reimchronik gedichtet worden. Hagen ist Geistlicher und seine Grundanschauung ist klerikal: Kaiser Konstantin, so erzählt er Vers 556 ff. seines Gedichts, von Papst Sylvester gesund gemacht, übergibt diesem das Reich; der Papst gibt es ihm nach Beratung mit den Kardinälen zurück, da er den Blutbann als Geistlicher nicht selbst ausüben darf. Der Papst setzt auch das Kurfürstenkollegium ein (Vers 587 ff.), wobei dem Kölner Erzbischof die erste Stelle und das Krönungsrecht in Aachen zuerteilt wird — eine hohe Ehre, über die Köln sich freuen soll! So zeigt sich bei Hagen jene Einstellung, die Köln immer festgehalten hat, bis sie ihm im 16. und 17. Jahrhundert den schwersten Schaden zufügte, ja seine wirtschaftliche und geistige Machtstellung zerstörte: die Stadt Köln blieb in treuester klerikaler Gesinnung, sie mußte es bleiben, gerade weil sie den Erzbischof zu bekämpfen genötigt war und sich dessen geistlichen Waffen nicht aussetzen durfte. Hagen ist darin der echte Kölner, aber er ist zugleich der fanatische Gegner des Erzbischofs, der die städtische Freiheit unterdrücken will. Köln ist ihm eine heilige Stadt, Gott selbst kommt ihr zu Hilfe und vernichtet ihre Gegner:

man hait gesein boislichen sterven
de Colne schaden wolden werven
unde zoleste van armode verderven.
got de enwilt sine heilgen neit enterven (393 ff.).

Er bekämpft in dem Erzbischof zugleich den Mann, der die Zünfte begünstigt, um die Macht der Geschlechter zu brechen: Hagen ist der unbedingte Lobredner der Geschlechterherrschaft, der Hasser des niederen Handwerkerstandes. Als der Erzbischof 1259 die neuen Schöffen aus den Zünften eingesetzt hatte, da äußert sich Hagens derbe Verurteilung:

enweir't neit sunde, ich seilde it hassen,
dat van Colne de hilge stat
mit sulchen eselen was besat.
man do an eime esele eins lewen hut,
hei jreirt doch eins esels lut (1253 ff.).

Art ist Art und bleibt Art, lautet Hagens Grundanschauung (1286 ff.): gute Art ist barmherzig und gut, bürgerliche Art bleibt gierig und falsch, wenn sie gleich „upstigende“ ist. Als Köln nach dem Totschlag eines Klerikers in der Klosterkirche der Weißen Frauen (Magdalenenkonvent) vom Erzbischof in Strafe genommen wird, spricht sich Hagen mit aristokratischer Verachtung über die Schöffen aus den Zünften aus: „Wie sollten die Köln bewahren, die Fischer und Bäcker waren? Ich glaube, sie wissen besser Bescheid, wieviel Heringe man für einen Vierling bekommt“ (V. 1400 ff.).

Hagens dichterische Kraft zeigt sich in seinen ungemein lebendigen Schilderungen, etwa des Ausbruchs der gefangenen kölnischen Patrizier aus der Feste Altenahr: wie die gezähmte Maus im Kerker zu einer verborgenen Feile leitet und nun die Gitter durchgefeilt werden, das Losen um die Flucht, der Ausbruch und die gefährliche Fahrt auf dem eisschollenbedeckten Rheine — überall ein volkstümlich frischer Dialog, ein schlichtes, aber ungemein anschauungsstarkes, wirklichkeitsnahes Erzählen. Wie wird ein rein politisch-diplomatisches Ereignis, die Sühneverhandlung von 1263, durch das lebendige Widerspiel von Rede und Gegenrede zur frischesten Sinnfälligkeit erhoben! Das Gesicht des Grafen von Kleve von der heiligen Ursula, der Straßenkampf von 1267, der nächtliche Kampf am Ulrichstor von 1268, jedes einzelne Ereignis wird dem Hörer und Leser unvergeßlich vor Augen gestellt, bis das Heldenepos mit der Sühne von 1271 abschließt. Hagen gibt ein begeistertes Lob der kölnischen Tapferkeit, er spricht ein glühendes Dankgebet an Gott für den siegreichen Streit gegen den Erzbischof (2643 ff.); seine Schlachtschilderungen stammen aus innerster Anteilnahme, verwenden die alten volkstümlichen Stilelemente und berufen sich an den Höhepunkten mit Vorliebe auf die Helden der germanischen Sage, wie mehrfach bei der Straßenschlacht von 1267:

man saich si veichten also sere

as it Witge und Heiman were (4899 f.)

— ein Beweis für das lebendige Fortleben ostmärkischer Heldensage im Rheinland des 13. Jahrhunderts. Gottfried Hagens Dichtung ist

eine der besten Reimchroniken des deutschen Mittelalters, und er verdankt diese Stellung seinem glühenden Freiheitswillen, seinem stadtkölnischen Stolze, seiner volkstümlichen Frische und Anschauungskraft.

Ein anderer Epiker dichtet Epen oder vielmehr epische Lieder von den großen Schlachten seiner Zeit. Zwischen 1280 und 1290 muß das Gedicht von der Schlacht bei Dürnkrot 1278, der Böhmenschlacht auf dem Marchfelde, entstanden sein; noch im Jahre 1298 das Gedicht von der Schlacht bei Gölheim, in der König Adolf von Nassau seinen rheinischen und ostmärkischen Gegnern unter Albrecht I. von Österreich erlag. Beide Gedichte sind nur in Bruchstücken erhalten, die aber deutlich genug die ungemeine Lebendigkeit der Schilderung erkennen lassen. Der mittelfränkische Verfasser zeigt sich mit den Umständen der Dürnkroter Schlacht nicht genau vertraut, er hat das alles offenbar vom Hörensagen, er hat sein Lied dem siegreichen Rudolf von Habsburg vielleicht vorgetragen, als dieser in den 1280er Jahren am Mittelrhein weilte. Dagegen zeigt sich im Gölheimliede die volle Vertrautheit mit allen Schlachteinzelheiten, mit den rheinischen Herren, die am Kampfe beteiligt waren; der Dichter tritt für den gefallenen Adolf von Nassau mit warmem Lobe ein, ohne seine Gegner zu verletzen — er bemüht sich, das Geschehene in einem milderen Lichte der Erinnerung anschauen zu lassen, die entflammten Leidenschaften zu versöhnen. Auch hier begegnen in den Schlachtszenen volkstümliche Stilformen, wird die Heldensage zum Vergleiche angerufen:

van Kirensburg Deyderich,
deme andren Deyderich gelich,
dye van Berne was genant

(Gölheim 147 ff. nach Bachs Zählung).

Siegfried von Lindau wird „ein engestlicher smit“ (ebd. 146) genannt, sicher im Hinblick auf den Siegfried der Sage. Man sieht, wie die Tradition der Schlachtschilderungen hier bis ins 13. Jahrhundert hinein unter dem Einfluß der germanischen Heldendichtung steht.

Dem Epiker der Schlachten von Dürnkrut und Gölleheim ist mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Anzahl weiterer Gedichte zuzuschreiben, die alle den 1290er Jahren und der Landschaft Sayn-Wied-Limburg angehören. Ein volles Bild dieser Gedichte ist uns versagt, da nur geringe Bruchstücke erhalten sind; wir werden immer wieder darauf hingewiesen, daß wir die rheinische Dichtung dieser Jahrhunderte nur in Ausschnitten besitzen. „*Die Ritterfahrt*“ ist in ihrem Anfang erhalten: die als Gönnerin der Dichtkunst bekannte Uda von Ravensberg, Gräfin von Limburg („von Limburg das vil scone wib“), hat unrecht gehandelt, da sie einem unritterlichen, nur in den Büchern bewanderten Manne ihre Liebe zuwandte; dieses unhöfische Verhalten zu strafen, ruft Frau Minne zu einer Heerfahrt gegen ihre Burg auf. Zu den Teilnehmern dieser Heerfahrt zählen Graf Wilhelm von Katzenellenbogen und seine Gattin Irmgard von Rheinfels, die als Landvögtin der Minne Führerin des Zuges sein soll, die Gräfin von Sayn mit ihrem Sohn, Graf Gerhard von Diez, Dietrich von Braubach, Salentin von Isenburg, die Grafen von Neuenahr und Virneburg, Richard von Daun, die Herren von Dollendorf und Rodenbach — hier bricht das Gedicht ab, das sich deutlich in die Minneallegorie des ausgehenden Mittelalters einordnet und in seiner landschaftlichen Gebundenheit nicht zu verkennen ist. „*Der Ritterpreis*“ ist mit nahezu 600 Versen in größeren Teilen bewahrt geblieben; hier geht es darum, daß eine ungenannte Frau (Frau Minne?) eine Anzahl würdiger Ritter mit hohen Geschenken ehrt, zuerst mit zwölf wunderstarken Schwertern, dann mit dem Kranze und Ringe der Penthesilea. Hier zeigt sich nun wieder die starke Verbundenheit mit der germanischen Heldensage. Unter den zwölf wunderbaren Schwertern begegnet Nagelrinc, das Dietrich von Bern dem Riesen Grim raubte (Biterolf, Alphart, Laurin), Ortnits Schwert Rose (Ortnit und Wolfdietrich), Hildebrands Schwert Vreise (Virginal), Dietleibs Wilsunc (Biterolf und Dietleib); auch Sahs kann auf Eckenlied und Biterolf bezogen werden. Wieder treten uns Beweise entgegen, in welchem Maße auch die im besonderen ostmärkische Entwicklung der Heldensage im Rheinland bekannt und beliebt gewor-

den war. „*Der Minnehof*“ ist das typische Minnegedicht des Spätmittelalters; es behandelt die Frage, die im „*Moritz von Craun*“ so energisch entschieden worden war, nach der Belohnung des minnenden Ritters, und diesmal, 75 Jahre später, lautet der Entscheid, der durch den Minnegerichtshof gefällt wird, daß die angebetete Dame zwar ihre Minne, aber nicht ihren Leib dem Minnenden schuldig sei. „*Das Turnier*“ ist nur im Bruchstück einer Turnierschilderung erhalten; als bester Kämpfer wird der rheinische Ritter Adolf von Windhövel genannt. Nimmt man die beiden Lieder auf die Schlachten von Dürnkrot und Gölheim hinzu, so entsteht das Gesamtbild einer höfischen Dichtung, die ins Lahngebiet zu versetzen ist; alle Gedichte sind auf Hof- und Ritterkreise berechnet, ernsthafter und tiefer die beiden Schlachtlieder, spielend und der Minneallegorie huldigend die übrigen Gedichte. Ein wesentlich rheinischer Zug bleibt die starke Beziehung zur germanischen Heldensage.

Die Kölner Stadtepiik tritt uns 1396 von neuem in dem kurzen Liede „*De Weverslaicht*“ entgegen, einer nicht minder lebendigen Schilderung des Kampfes der Zünfte gegen die Geschlechter um die Stadtherrschaft. Ihren Höhepunkt findet diese bürgerlich-städtische Epik im 15. Jahrhundert durch den Heldenkampf der Neußer gegen Karl den Kühnen 1474–1475, die der Neußer Stadtschreiber *Christian Wierstrait* in seiner Reimchronik „*Historij des beleegs van Nuys*“ gestaltet hat; 1476 ist das Epos zu Köln gedruckt worden, ein zweites Mal 1487. Wierstrait steht auf der Grenze alter und neuer Zeit; er singt ein heldisches Lied, aber er ist nicht mehr an die alten volkstümlichen Schlachtformeln gebunden, er kann es auch nicht mehr sein, denn er beschreibt einen modernen Krieg mit Artilleriebeschuß, Minen und Gegenminen, ein zähes Ringen um die Tore der Stadt, das Ableiten der Erft und Krut durch die Burgunder, Ausfälle der kühnen Neußer auf das englisch-burgundisch-lombardische Lager, die Beschießung der Stadt mit Brandpfeilen, die Ankunft des Entsatzheeres auf dem jenseitigen Ufer, die Verständigung durch mit Kanonenkugeln geschossene Briefe, bis endlich nach monatelangem zähem Widerstande der Kaiser mit einem Reichsheere naht und die

Aufhebung der Belagerung erzwingt. Anschaulich und lebhaft weiß Wierstrait zu schildern, obwohl er sich für all diese Dinge die Ausdrücke oft mühsam suchen muß; er hat das alles miterlebt, er lebt mit allem, weiß die geschichtliche Bedeutung einzuschätzen, ist stolz auf die Tapferkeit, den Widerstandswillen, die Opferkraft seiner Mitbürger. Er verhehlt das Menschliche nicht, erzählt mit freimütiger Offenheit, wie verschiedene Male der Verteidigungswille zu erlahmen droht, Hungersnot, furchtbare Verluste, die zahlreichen Brände in der Stadt die Übergabe nahelegen, wie es dann aber immer wieder dem Stadtkommandanten Heinrich von Hessen gelingt, die Bürger anzufeuern, ihre Herzen zu neuen Leiden und Opfern zu stählen. Stück für Stück werden die Pferde geschlachtet, die seltsamsten Speisen versucht; Frauen und Mädchen nehmen am männlichen Kriegswerk teil, und mit besonderer Herzenswärme rühmt der Reimchronist ihren starkgemuten Einsatz:

Van yrem moed bynnen Nuyssz ist wunder nae zo saegen:
want so bald van noeden greit die stormklock wart geslagen,
sach man die frauwen ind jonferen sych zor noitwer stellen.
Si droegen an calck, wasser ind steyn up bolwerck ind op wellen.
Ja, also steultzlich gaven si den froemen hogen moyt,
dye in der wer da stunden ind gussen ir getruwe bloyt.
Den aemechtigen van arbeid swair brachten sy kruidt ind win,
ind dye dayr laegen erschossen, den deden sy truwen schyn.
Frenwlich rieffen sy: „Stait vast, yr fromen ritter ind knecht!“
Dattet manchem steultzen bloed eyn new gemoede brecht.
Were dat moeglich in hedt mant ye meer gedayn,
so suld man byllych bynnen Nuyssz manche frauw ritter slayn.

Das ist einer der Langzeilenabschnitte der Reimchronik, die sich größtenteils in den kurzen Reimpaaren bewegt, aber auch diese gereimten Langzeilen, dann vierzeilige Strophen mit wechselnder Reimstellung und kunstvoll gebaute zehnzeilige Strophen dazwischenschiebt und so einen lebendigen Wechsel der Form und des Stiles erreicht. Auch in der Reimwahl macht sich Wierstrait ganz von den

mittelalterlichen Vorbildern los und strebt nach dem Neuen und Sinnfälligen (Fackel: Tabernackel u. dergl.). Er ist modern, sachlich, diplomatisch und militärisch überall auf dem Laufenden, seine Berichte sind ziemlich zuverlässig, wie der Vergleich mit den gerade hier sehr reichhaltigen Quellen, den Kaiser- und Ratsbriefen des Kölner Stadtarchivs, dem „Magnum Chronicon“ eines Neußer Mönches, dem Diarium des Baseler Kaplans Johannes Knebel, der Koelhoffschon Chronik und auf burgundischer Seite der Chronik Jean Molinets, den Memoiren des Gardeführers Karls des Kühnen, Oliviers de la Marche, und des Philipp von Commines ergibt. Wierstrait ist Geschichtsquelle und lebensvolle Dichtung zugleich, das ist seine Eigenart und besondere Bedeutung; er hat einem Höhepunkte rheinischer Geschichte einen ebenso treuen wie lebendig bewegten Ausdruck gegeben. Seine Reimchronik endet mit der Aufzählung der Verluste (16 hessische Ritter, 700 Knechte und Bürger, 17 Bonner Bürger und 11 Frauen tot), der verbrannten Häuser (300), der verzehrten Vorräte, der ausgegebenen Gelder (24 000 Gulden für den Sold der angeworbenen Knechte, insgesamt 150 000 Gulden an Kosten und Schäden) und mit Ratschlägen an eine belagerte Stadt, wie sie sich auf Grund der Erfahrungen dieser Belagerung zu verhalten habe. Die Frömmigkeit des Verfassers wie der Neußer Bürgerschaft, insbesondere die tiefe Verehrung des Ortsheiligen Quirinus, tritt allenthalben hervor, aber das Beherrschende ist doch der tapfere Sinn, der glühende Bürgerstolz, der entschlossene Freiheitswille. Engländer und Lombarden, die Söldner des Burgunderherzogs, werden sprachlich charakterisiert und abgehoben, die Engländer durch niederdeutsche Mundart; der Chronist liebt das bewegliche Spiel von Rede und Gegenrede, er läßt die Szene ständig wechseln, weiß kurz und klar zu berichten, sein Epos von wenig über 3000 Versen fängt einen reichen Gehalt auf knappem Raume ein. In Wierstrait gipfelt die rheinische bürgerliche Epik.

Daneben treten die Prosachroniken. Unter den lateinischen begegnen so hervorragende Erscheinungen wie die *Kölner Königschronik*, die in ihren verschiedenen Teilen deutlich den politischen

Wandel erkennen läßt: der Verfasser des ersten Teiles (bis 1175) steht ganz auf staufischer Seite, ist ein feuriger Lobredner Rainalds von Dassel, dann dringt päpstliche Parteinahme herein, um in der Geschichte Kaiser Friedrichs II. wieder einer Vorliebe für den letzten großen Staufer zu weichen. Dazu gesellen sich das Geschichtswerk des *Cäsarius von Heisterbach* über die Kölner Erzbischöfe und sein „Leben Engelberts des Heiligen“, die „*Historia Treverorum*“, des Trierer Klerikers *Balderich* Leben des Erzbischofs Alberto von Trier. Unter den deutschen Chroniken ragen wieder die kölnischen hervor: „*Dat nuwe boich*“ aus dem 15. Jahrhundert und die Chronik „*Van der hilliger stadt Cöllen*“, die sogenannte *Koelhoff'sche Chronik*, die 1499 bei dem Kölner Drucker Koelhoff herauskam und ein umfassendes Bild der kölnischen Stadtgeschichte, getragen von städtischem Stolz, gibt: „*Köllen ein kroin, Unter allen stedten schoin*“, wie der Wahlspruch dieser Zeiten lautet. Den klevisch-märkischen Landesstolz finden wir aufs schönste in der „*Chronik von Kleve und Mark*“ des Ritters *Gert van der Schüren* aus Xanten (etwa 1411 bis etwa 1490); das zwischen 1470 und 1490 abgefaßte Werk ist eine volkstümlich frische, schlicht lebensvolle Schilderung der nordrheinischen Geschichte mit zahlreichen Sagenzügen, darunter der Schwanrittersage — dieser selbe Gert van der Schüren hat 1477 in einem Kölner Druck seinen „*Teuthonista oder der Duytschlender*“ erscheinen lassen, ein lateinisch-niederrheinisches und niederrheinisch-lateinisches Wörterbuch, das eine einzigartige Leistung darstellt. Den Höhepunkt der rheinischen Prosachroniken bildet die *Limburger Chronik* des Stadtschreibers von Limburg an der Lahn *Tileman Elhen*, der aus Wolfhagen bei Kassel stammte und 1402 gestorben ist. Von 1336 bis 1398 hat er die Ereignisse sorgfältig verzeichnet, wie er sie selbst erlebte oder erfuhr — denn was er uns gegeben hat, ist nicht eine Stadtchronik beschränkten Inhalts, sondern ein Bild rheinischen, ja deutschen Lebens überhaupt, ein Spiegel des gesamten Zeitalters. Der Blick des Stadtschreibers der damals zum Erzstift Trier gehörigen Stadt umfaßte ein größeres Gebiet des mittleren Rheines; er berichtet von den Fehden der Bischöfe, Grafen, Ritter und Städte.

von den Ritter- und Städtebünden seiner Zeit, er weiß von den Kämpfen des schwäbischen Städtebundes mit dem Grafen Eberhard von Württemberg, von den erbitterten Kämpfen zwischen Geschlechtern und Zünften in Köln — er steht auf seiten der Geschlechter —, im Rat von Wetzlar, von der Gründung der Universität Heidelberg usw. Aber dann steigt er zum alltäglichen Leben herab und erzählt von Überschwemmungen, großen Bränden, vom Unheil strenger Winter, von der Vernichtung der Weinernte durch frühen Frost, von seltsamen Geburten in der Art der siamesischen Zwillinge. Er schildert die Wandlungen der Mode, das Auftreten der Schnabelschuhe, das Verschwinden der Brustpanzer usw. Farbzig in aller volksbuchartigen Schlichtheit sind seine Schilderungen der großen Pest 1349, 1356, 1365: wie 1349 zu Limburg 2400 Menschen starben und wie dann die Geißelbrüder durch alle Lande zogen, um sich öffentlich zu peitschen, welche Lieder sie sangen:

Nun recket auf eure Hände,
daß Gott das große Sterben wende!
Nun recket auf eure Arme,
daß Gott sich über euch erbarme!

„Abermals ein Jahr darauf, da das große Sterben und die Geißelfahrt ein Ende hatte, da hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu sein, und machten die Männer neue Kleidungen. Die Röcke waren unten ohne Besatz und waren auch nicht abgeschnitten um die Lenden und waren so eng, daß man nicht darin schreiten konnte, und waren die Röcke eine Spanne nahezu über den Knien. Damals fingen auch die Schnabelschuhe an, und die Frauen trugen weit ausgeschnittene Kleider, so daß man ihre Brüste beinah halb sehen konnte.“ Von besonderer Wichtigkeit sind Tileman Elhens Aufzeichnungen über das Aufkommen neuer Lieder von Jahr zu Jahr: „Zur selben Zeit sunge und pffte man dies Lied: ‚Gott geb ihm ein verdorben Jahr, der mich macht zu einer Nonnen‘“, wie es zu 1356 heißt. „Und da man schrieb 1360, da verwandelten sich die Gedichte in deutschen Liedern. Hatte man bis dahin Lieder gesungen mit 5 oder 6 Strophen, so machten die Meister nun Lieder, die nannte man Widersänge-

mit 3 Strophen. Auch die Musik entwickelte sich, und wer vor 5 oder 6 Jahren ein guter Pfeifer geheißen war, der taugte jetzt nicht eine Fliege. Damals sang man den Widersang: „Hoffen stärket mir das Leben, Trauern tut mir weh.“ Und dann die Geschichte des Barfüßermönchs am Main, der wegen seines Aussatzes aus der Gemeinschaft der Menschen verbannt war und die schönsten Gedichte und Weisen in allen Landen am Rheinstrom schuf. Und was er sang, das sangen alle Leute gern, und alle Pfeifer und spielenden Leute verbreiteten seine Gesänge. So sang er dies Lied:

Aus der Menschen Kreis bin ich verstoßen,
man weist mich Armen vor die Tür,
Untreu ich nun spür
zu allen Zeiten.

Ebenso sang er: „Mai, Mai, Mai, dein wonnigliche Zeit . . .“ Die Limburger Chronik eröffnet uns einen lebendigen Einblick in das flutende Leben des Volksliedes in den rheinischen Landen, und so ist sie in allen ihren Berichten: schlicht, unmittelbar, dem rein Sinnlichen zugewandt, sie vertritt das Beste rheinischer Chronikart und ist gerade in ihrer anspruchslosen Tatsächlichkeit und Wirklichkeitsnähe ein farbenbuntes Spiegelbild ihres Zeitalters geworden. —

Die *geistliche Epik* hat mannigfache Erscheinungen hervorgebracht, ohne irgendeine Höhe zu erreichen. Das Lützelburger Land tritt um 1250 mit der anspruchslos schlichten, innigen Legende „*Jolande von Vianden*“ in die Geschichte der deutschen Dichtung ein. Um 1360 dichtet der Bruder *Hans vom Niederrhein* sein „*Marielen*“. Am Niederrhein entsteht auch die „*Minnerede*“, die das Leben Jesus im Sinne der christlichen Minne ausdeutet. „*Sibyllen Weissagung*“, die der großen Gruppe der sibyllinischen Bücher angehört, gibt eine Geschichte der Menschheit von Adam bis zum Ende der Welt; die alte Kaisersage taucht in dieser um 1327 verfaßten Prophezeiung wieder auf: vor dem Ende aller Dinge wird Kaiser Friedrich, d. h. Friedrich II., wiederkommen und das heilige Grab für die Christenheit gewinnen. So bleibt die alte Reichs- und Staufer-

verbundenheit bis ins 14. Jahrhundert und darüber hinaus lebendig. Nicht weniger als vier Bearbeitungen hat das religiös-allegorische Gedicht „Le pèlerinage de vie humaine“ des Zisterziensersabtes Guillaume des Deguileville von Chalis im Oisegebiet gefunden. Das 1330—1331 entstandene allegorische Epos hat ungewöhnlich gewirkt, in England, in Spanien, in mehreren niederländischen Bearbeitungen und einer zu erschließenden lateinischen Übertragung. Die rheinfränkische Bearbeitung des 14. Jahrhunderts „Die Pilgerfahrt des träumenden Mönchs“ ist voller Sprachfehler; diese Versgestalt wurde gleichwohl zweimal in Prosa übertragen. Weit höher steht die mittelfränkische dichterische Neuformung, die 1430 von dem Kölner Stifths Herrn *Peter von Merode* (1373—1451) verfaßt worden ist. Merode war in jungen Jahren Sekretär des Herzogs von Orleans gewesen, so verfügt er über eine glänzende französische Sprachkenntnis, wie er es anderseits versteht, die Sprache seiner Kölner Heimat zu meistern. Es ist eine reine Allegorie, die Erzählung eines Traumes: wie die Seele des Pilgers gen Jerusalem fährt, wie die einzelnen Tugenden ihr begegnen und ihre Lehren mitteilen, das Tiefste und Geheimste der kirchlichen Lehre, den Gegensatz von Natur und Gnade, das Amt der Sakramente, der Kampf mit den Lastern. Es ist eine Gesamtschau der kirchlichen Seelen- und Erlösungslehre, von Dantes Gedicht und seiner packenden Realistik durch seine am „Roman de la Rose“ geschulte Allegorik geschieden.

Im *Drama* dieser Jahrhunderte zeigt sich das Geistliche in einer engen Verknüpfung mit dem Weltlichen; das weltliche Element dieses Dramas, das ja nur ins Kirchliche umgedeutet und diesem dienstbar gemacht worden war, drängt immer wieder nach oben und nimmt einen beherrschenden Platz ein. Die derbe Realistik des Spätmittelalters, die Freude der von weither herbeigeströmten Zuschauer an fastnachtsspielmäßigen komischen Wirkungen mischt sich mit dem Religiös-Kirchlichen in einer Weise, die für die Haltung der vorreformatorischen Jahrhunderte kennzeichnend ist. Die geistlichen Dramen werden zu großen Schaustellungen einer Stadt, die zwei bis drei Tage dauern und mit ihrer Masse Volks einen wahren Jahr-

marktstrubel entfesseln, zur Feier und Selbstdarstellung einer Bürgerschaft, die in Stolz und Freude ihr Glück genießt. Es sind Festfeiern einer Gemeinschaft, bei denen das „Kultische“ weit über die kirchliche Beengtheit hinaus wieder seinen alten politisch-korporativen Sinn erhalten hat. So bricht der germanische Ursprung dieses Dramas in verwandelten Formen wieder durch.

Die Rheinlande weisen einige der ältesten Formen des geistlichen Dramas auf. So begegnet uns am Niederrhein im 13. Jahrhundert das lateinisch-deutsch gemischte *Trierer Osterspiel*, der lateinische Text jedesmal in deutsche Reimpaare übertragen. Das *Maastrichter Osterspiel* gehört der Köln-Aachener Gegend an, es ist eine umfassende Darstellung des gesamten kirchlichen Geschichtsbildes, von der Erschaffung der Erde und Luzifers Fall bis zum Paradiese, dem Sündenfall und dem Leben Jesu. Aus der gleichen Zeit von etwa 1350 stammen die nach Aachen zuweisenden *Kreuzensteiner Bruchstücke*, Teile einer umfassenden Leben-Jesu-Darstellung. Dazu gesellen sich ein niederrheinisches *Weihnachts-* und ein *Prophetenspiel* — aber das alles ist nur ein geringer Teil dessen, was einmal bestand und im Tribsand der Jahrhunderte verströmte; auch hier ist das wirkliche Leben der rheinischen Dichtung nur in ein paar Andeutungen und spärlichen Resten greifbar. Wir wissen, daß in Geldern 1392 ein Dreikönigsspiel, 1443 ein Susannenspiel aufgeführt wurde, in Xanten 1473 und 1481 ein Antichristspiel, in Wesel 1461 ein Osterspiel, aber die ganze Fülle und Weite dramatischen Lebens im mittelfränkischen Gebiete ist nur zu ahnen, nicht im einzelnen zu belegen.

Weit mehr Zeugnisse sind uns aus dem rheinfränkisch-hessischen Gebiet bewahrt geblieben, das in der Entwicklung des deutschen geistlichen Dramas eine entscheidende Rolle gespielt hat. Ältestes deutsches Passionsspiel ist das sogenannte *St. Galler Passionsspiel*, das um 1330 in Rheinhessen oder dem südlichen Nassau entstanden ist, in Wahrheit ein umfassendes Leben-Jesu-Spiel, das mit der Hochzeit zu Kana beginnt und mit der Auferstehung endet. Dies frühe Spiel wirkt auf den gesamten rheinfränkisch-hessischen Raum. Seine Einwirkungen

sind in Frankfurt zu spüren, wo um 1350 die *Frankfurter Dirigierrolle* begegnet, eine Pergamentrolle von 4,36 m Länge und 18 bis 19 cm Breite, die der Spielleiter vor sich entfaltete, um den zahlreichen Mitspielern ihre Einsätze zu geben; die Regiebemerkungen, Orte, Abgänge usw. sind mit schwarzer, die Einsätze der Spieler, also die lateinischen und deutschen Versanfänge sind mit roter Tinte eingetragen. Der Verfasser dieser Spielleiterrolle, Orde sive Registrum, wie es lateinisch benannt wird, ist der Frankfurter Kanonikus Balde-
mar von Peterweil, der sich um die Frankfurter dramatischen Spiele sehr bemüht hat. Das zweitägige Spiel ist in einer sehr geschickten Weise mit einer dramatisch wirksamen Rahmenhandlung versehen. Augustinus versucht jüdische Rabbiner zu bekehren, sie bleiben verstockt, da wird ihnen zur Belehrung das Spiel vom Leiden des Heilandes vorgeführt, wobei die Juden immer wieder mit höhnischen Zwischenbemerkungen einfallen. Dies Spiel von 1356 hat überaus lange nachgewirkt, es tritt uns im *Frankfurter Passionsspiel* von 1493 mit einigen Erweiterungen, im Gesamtumfange von 4400 Versen entgegen. Darauf wieder beruht das *Alsfelder Passionsspiel* von 1501, ein 9000 Verse umfassendes dreitägiges Spiel von starker dramatischer Kraft und bewegter Realistik, eines der bedeutendsten und bezeichnendsten Spiele des ausgehenden Mittelalters. Der dramatisch wirksame Gegensatz beruht hier auf dem Leben Jesus' und der Gegenverschwörung der Teufel; die Teufelsszenen geben immer wieder Lebendigkeit und dämonische Wirklichkeitsnähe; ein Überreichtum gestalteten Lebens und künstlerischer Kraft wird in diesem Spiele, dem Ergebnis einer jahrhundertlangen Überlieferung und theatralischen Entwicklung, der Zuhörerschaft einer kleinen hessischen Stadt vor Augen gestellt. Auf dem Frankfurter Spiel von 1350 beruhen weiterhin das nur in einer Dirigierrolle erhaltene *Friedberger*, das in kleinen Bruchstücken bezeugte *Fritzlarer* und das umfangreiche, mit über 6000 Versen nur teilweise bewahrte *Heidelberger Passionspiel* aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Nimmt man dazu das *Rheinische Osterspiel* (Mainzer Gegend um 1450) und das *Hessische Weihnachtsspiel* (um 1450) mit ihrer volkstümlichen Wirklichkeits-

kraft, so gewahrt man Fülle und Weite dieser rheinfränkisch-hessischen Dramengruppe, die ihrerseits nach Schwaben, Bayern, Ostmark gewirkt hat und einen der bedeutendsten Teile des deutschen mittelalterlichen Dramas darstellt.

Den wahren Umfang des rheinischen Dramas kan man nur ahnen, da gerade von *Fastnachtsspielen* kaum Zeugnisse vorliegen; dieser wichtige Teil des Volksdramas hat sich in der Stille des Brauchtums, außerhalb der literarischen Beurkundung, abgespielt und ist so gut wie gar nicht mit Belegen zu erfassen. Von einer reichen satirischen Dichtung im ausgehenden Mittelalter, im Zusammenhange mit dem flandrischen Realismus, künden nur wenige Zeugnisse wie der im vorigen Kapitel gewürdigte, mit dramatischen Elementen durchsetzte „*Salomon und Markolph*“, die in Frühdrucken aus Kölner Werkstätten bewahrten „*Stynchen van der Krone*“ und „*Der Beiffen Orden*“. Was zu Köln, Mainz, Frankfurt in den Tagen des Karnevals an satirisch-realistischer Dramatik und Epik gespielt und vorgetragen worden ist, darüber fehlen uns bis ins 17. Jahrhundert die bescheidensten Zeugnisse. Wenn der Rat der Stadt Köln 1614 das *Maispiel der Pferdeknechte* verbietet, „darin sich viel ungereimte und ärgerliche Sachen zugetragen“, so weist dieses zufällige, vereinzelte Zeugnis auf ein Weiterleben altgermanischer Frühlingsspiele, die im Kreise eines umfassenden Brauchtums standen, wie es gerade in den Rheinlanden erhalten geblieben ist. Das rheinische Volkstheater hat jahrhundertlang im Dunkeln gelebt, ist erst im 19. Jahrhundert in die literarische Öffentlichkeit getreten. —

Die kunstmäßige Lyrik hat nur in den südlichen Teilen des Stammesgebietes ein beschränktes Leben; der Norden versagt sich nach wie vor dem Minnesang und seiner Nachfolge. Im Jahre 1312 läßt sich der obersächsische Fahrende *Heinrich von Meißen*, schon in vorgerücktem Alter, in Mainz nieder; 1318 ist er dort gestorben, nach der Sage von den dankbaren Frauen der Stadt zu Grabe getragen. Die Sage heftete sich an diesen „Frauenlob“, der einen berühmten Wettstreit mit dem Spruchdichter Regenbogen in Mainz ausgetragen haben soll, wobei Heinrich das Wort „Frau“, Regenbogen das Wort

„Weib“ als edelsten Namen verherrlichte. Heinrich von Meißen ist der Minnesänger und Spruchdichter der Spätzeit des Minnesangs, als Wortkünstler, Strophenbauer und Bildspieler ein Anhänger Konrads von Würzburg, ein Liebhaber der gelehrten Anspielungen und Bezüge, der gehäuften Vergleiche und Bilder, einer der ersten Vertreter des „Meistergesangs“ des 14. und 15. Jahrhunderts. Auf ihn wird die Gründung der Mainzer Meistersingerschule zurückgeführt, der dann Worms und Frankfurt folgten. Nord- und Südteil des fränkischen Gebietes trennen sich hier aufs schärfste; der Norden hat dem Meistergesang so wenig wie dem Minnesang Geschmack abgewinnen können.

Die Limburger Chronik berichtet uns vom Minnegesang des nassauischen Grafen *Reinhard von Westerburg*, eines treuen Gefolgsmannes Kaiser Ludwigs des Bayern; als er die Frauen in seinen Liedern anzuklagen begann, forderte der Kaiser Besserung von ihm und Reinhard dichtete neue, den Frauen günstige Lieder. *Zilies von Seine* (d. h. Cyriakus von Sayn), ein Spruchdichter am Beginne des 14. Jahrhunderts, ist in der Jenaer Liederhandschrift mit einigen wenig bedeutsamen Sprüchen vertreten. Wie wenig ist das gegenüber der Blüte der Kunstlyrik in den andern Landschaften! Die Rheinlande leben im *Volksliede*, von dessen unerschöpflicher Blüte und beständiger Neudichtung uns die Limburger Chronik die anschaulichsten Berichte gegeben hat. All die Lieder unbekannter Verfasser, wie sie da jedes Jahr aufflatterten und zwischen Rhein, Mosel, Saar, Main und Neckar von Mund zu Munde gingen, die Lieder der Fahrenden, der Handwerksburschen, der Scholaren, die Lieder des aussätzigen Mönchs vom Maine — auch sie sind nur zum kleineren Teile aufgeschrieben und bewahrt geblieben. Die Limburger Chronik, das Frankfurter Liederbuch aus der Mitte des 15. Jahrhunderts und das Liederbuch des Kölners Arnt van Aich 1514 haben uns einen Teil dieser Gesänge erhalten, andere, wie das berühmte „Ein Knabe hatte ein Mädchen lieb“ sind noch Jahrhunderte gesungen worden und durch „Des Knaben Wunderhorn“ gerettet worden. Geistliche Lieder sind im Liederbuch der Anna von Köln und im Werdener Liederbuch

aufgezeichnet worden. Dazu treten die geschichtlichen Lieder, wie das auf den Heldenkampf von Neuß. Betrachtet man diese Blüte des Volksliedes, die bedeutsame Rolle der Rheinlande in der Entwicklung zum Volksbuche hin, die im Dämmer verschwindende und doch erkennbare Entfaltung des Volksdramas, die Fülle der in späterer Zeit aufgezeichneten Sagen und Märchen, so gewahrt man, daß die Volksdichtung in diesen Jahrhunderten des ausgehenden Mittelalters in den Rheinlanden eine weit höhere Bedeutung besessen hat als irgendeine kunstmäßige Gattung. Wenn die Rheinlande sich nach dem Zusammensturz der Reichsmacht auf sich selbst zurückgezogen haben, so gilt dieser Rückzug der eigenen Art, die eine volksmäßige war und bleibt. Man sieht diese Besonderung in der Blüte der bürgerlichen politischen Epik, der Chroniken und geschichtlichen Lieder; die Lande, die nicht länger Kernland eines mächtigen und lebensvollen Reiches waren, entwickeln nun ihr eigenes Sein in allen Gattungen der volksmäßigen Dichtung. Überschaute man das Ganze, so staunte man, wie gering, dem Aufstiege Westeuropas zum Trotz, der französische Einfluß in dieser Dichtung geblieben ist. Stärker spürbar ist er nur in der Entwicklung zum Volksbuche hin, aber hier ist der französische Ausgangspunkt, die Chansons de geste, in Wahrheit germanisch bestimmtes westfränkisches Gut, das Endergebnis des „Volksbuches“ in seiner Stilart etwas völlig Eigendeutsches geworden.

So blüht die Dichtung weiter, ohne doch zu entscheidenden Leistungen aufzusteigen. Neben ihr steht ein ununterbrochener Emporstieg des *Geisteslebens*, der Wissenschaft und Philosophie. Die rheinische Hauptstadt als größte deutsche Stadt zieht das geistige Leben an sich. Im Jahre 1248 errichten die Dominikaner, die mit den Franziskanern 1221 am Rheine erschienen waren — soeben erst waren die beiden Bettelorden gegründet worden — ihr Generalstudium für Deutschland in Köln, im gleichen Jahre 1248, in dem der Riesenplan des gotischen Domes beschlossen wurde. Das „studium generale“ der Dominikaner zu Köln, das zugleich mit den Generalstudien des Ordens zu Oxford, Paris und Bologna gegründet wurde, ist in Wahrheit die erste deutsche Ordensuniversität gewesen, eine Tatsache,

deren Auswirkungen sich in der rheinischen, im besonderen nordrheinischen Geistesgeschichte bis in unsere Zeit hinein gezeigt haben. Dies Kölner Generalstudium blühte sofort in einer unvergleichlichen Weise auf, da es in die Hand des damals größten deutschen Gelehrten gegeben worden war, *Alberts des Deutschen* aus dem schwäbischen Adelsgeschlecht von Bollstädt. 1193 in dem zu jener Zeit staufischen Lauingen geboren, Sohn eines staufischen Ministerialen, der das Lauinger Lehn verwaltete, war Albert 1229 in den Dominikanerorden eingetreten und hatte eine jahrzehntelange Tätigkeit als Lektor in Hildesheim, Freiburg, Regensburg, Straßburg hinter sich, als er 1244—1245 zum ersten Male als Lektor in Köln tätig war; damals war Thomas von Aquino, aus langobardischem und normannischem Geschlechte, bereits sein Schüler und begleitete ihn nach Paris, wo Albert 1245—1248 die Professur seines Ordens an der Pariser Universität bekleidete. Noch ehrenvoller war der Auftrag, der ihn 1248 zur Leitung des neuen Kölner Generalstudiums berief; auch dorthin folgte ihm der Aquiner, der bis 1252, sieben Jahre lang, sein begeisterter Schüler blieb und auf seiner Lehre später die Grundlagen seines Systems errichtete. Ein anderer berühmter Schüler Alberts am Kölner Studium war Ulrich von Straßburg, der Verfasser einer theologischen „Summa“ im Sinne des Albertschen Neuplatonismus. 1254 wurde Albert Provinzial der deutschen Ordensprovinz der Dominikaner zu Worms, 1260 Bischof von Regensburg, gab sein Bistum aber schon nach zwei Jahren auf, um auf Reisen, als päpstlicher Kreuzzugslegat usw., tätig zu sein; 1269 kehrte er in das geliebte Köln zurück, wo er 1280 starb. Sein Name und Werk blieb in solchem Maße mit Köln verwachsen, daß „Albertus Coloniensis“ neben „Albertus Magnus“ und „Albertus Teutonicus“ lange üblich geblieben ist.

Kein Rheinländer, und dennoch tiefe Beziehungen zum rheinischen Wesen! In ihm waltet jene Naturverbundenheit, die rheinisches Fühlen und Denken auszeichnet. Das Reich der Natur und das Reich der Übernatur, der Gnade, sind nicht durch einen Abgrund geschieden, wie es das streng kirchliche Denken wollte; beide stammen von

Gott, es gibt Stufen des Guten und Vollkommenen. Albert spricht beim Menschen von einer natürlichen Neigung, vollkommener zu werden („*naturalis inclinatio ad perfectionem*“), der auf der andern Seite allerdings ein Mißbrauch der Willensfreiheit, ein Zuwenig an Güte und Vollkommenheit („*defectio boni*“, „*privatio boni*“) gegenübersteht. Gott ist das Gute alles Guten („*Deus bonum omnis boni*“) — in allen diesen Sätzen sehen wir die Grundzüge einer ursprünglich deutschen Weltansicht, die Albert „den Deutschen“ in jene Reihe einfügt, die in den Rheinlanden von Hildegard von Bingen zu der stolzen Höhe des Cusaners und Goethes emporführt. Albert ist der Erneuerer des aristotelischen Systems in Deutschland; er hat ihm aber nicht geringe Teile neuplatonischer Gedankengänge eingefügt — im Gegensatz zu dem strengen Aristotelismus seines Schülers Thomas von Aquino. Er hat im besonderen die naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles auf Lateinisch zugänglich gemacht, kommentiert und mit eigenen Forschungen bereichert. Die 26 Bücher seines großen Tierwerkes geben zunächst eine Übertragung der drei zoologischen Hauptwerke des Aristoteles, dann eigene Abhandlungen zur Zoologie, dann eine Schilderung der einzelnen Tierarten im Anschluß an das Werk „*De natura rerum*“ des brabantischen Augustinerpaters Thomas von Cantimpré um 1240 — die Wechselwirkung rheinischen und niederländischen Geisteslebens tritt auch hier hervor. Beachtenswert ist die ganz unbefangene Vergleichung menschlicher und tierischer Teile und Vorgänge, eine rein biologische Betrachtungsweise, die z. B. den Fortpflanzungsvorgang bei Pferden und Menschen ohne jede kirchlich-theologische Voreingenommenheit als verwandt zusammenstellt. Die geschlechtlichen Vorgänge im Tierreich, auch die geschlechtlichen Unnatürlichkeiten werden in der ausführlichsten Weise mit großer sachlicher Anteilnahme geschildert. Mißbildungen werden mit Aristoteles als Abweichungen der Natur, nicht nach kirchlicher Weise als Teufelswerk gedeutet. Es ist der Geist staufischer Weltbejahung, der sich in Alberts Erneuerung des Aristotelismus mit neuplatonischen Elementen die deutsche Wissenschaft trotz aller kirchlichen Bindungen erobert. Es ist fernerhin

kennzeichnend, daß Albert in seinem großen Tierwerke die Vogel- und Fischnamen auch auf Deutsch wiedergibt, und zwar mit den niederrheinischen Bezeichnungen: die Grasmücke, grasemushe (heute noch Mösch = Spatz), die Goldammer gurse (niederländisch gors), die Bachstelze vegestert (vegen = bewegen, stert = Schwanz, vgl. engl. Wagtail), den Mäusebussard brobuxen (brok = Moor, buxen = Hosen), den Pirol wydewal (heute niederrhein. Willewall), die Meeräusche harder (niederländ. harder) usw. Albert hat das Bauchmark der Insekten entdeckt, klimatologische Fragen mit dem größten Verständnis behandelt, sein Werk zur physikalischen Geographie „De natura locorum“ mit überraschenden Beobachtungen zu Klima, Sonneneinfall, Wärme usw. ist von Alexander von Humboldt hoch anerkannt worden. Auswirkungen dieser geographischen Forschungen lassen sich bis zu Kolumbus verfolgen; in Sevilla befindet sich eine Alberthandschrift mit Randbemerkungen des Amerika-Entdeckers, der an diesem Werke seine Anschauungen über die Gestalt der Erde, ihre Zonen und Klimate gebildet hat.

Dazu kommt Alberts Tätigkeit als Politiker, die sich zum großen Teile im rheinischen Raume abgespielt hat. Seine Staatslehre beruht auf der Grundanschauung, daß der Staat als Gemeinschaftsform zu sittlich-religiösen Zwecken in der göttlichen Weltordnung gegeben sei. Er übernimmt die Lehre von den zwei Schwertern; das geistliche wird von der Kirche selbst geführt, das körperliche zur Verteidigung des Glaubens von ihr in Laienhand gegeben. Obwohl Albert also den kirchlichen Ursprung beider Gewalten lehrt, so bleibt ihm das Gebiet des Geistlichen und das des Weltlichen geschieden; in politischen Fragen gibt es keine Unterordnung der weltlichen unter die geistliche Gewalt. In diesem Sinne hat Albert seine sehr bedeutsame Tätigkeit als Schiedsrichter in den Streitigkeiten zwischen dem Kölner Erzbischof und der Stadt Köln ausgeübt: er hat 1252, bei den Eingriffen Konrads von Hochstaden in die Zoll- und Münzrechte der Stadt, den Erzbischof in seine Schranken zurückgewiesen, 1258 einen vermittelnden Schiedsspruch erteilt, hat 1267 den von den Kölnern in der Zülpicher Schlacht gefangenen und auf Nideggen eingekerkerten

Erzbischof Engelbert II. zum Einlenken bewogen und seine Freilassung herbeigeführt, 1271 einen neuen Frieden erwirkt. Die Art und Weise, in der Albert zwischen den formal oft besseren Ansprüchen des Erzbischofs und den durch kaiserliche Freiheiten nur unvollkommen gedeckten Forderungen der lebendig emporstrebenden Stadt auszugleichen verstand, zeigt einen geborenen Politiker von hohem Wirklichkeitsverständnis. 1274 ging Albert als Gesandter Rudolfs von Habsburg auf das Konzil von Lyon und setzte dessen alleinige Anerkennung als deutscher König gegenüber den Ansprüchen des böhmischen Ottokars und des spanischen Alfons durch. Der Gelehrte und der Politiker durchdringen sich in Albert dem Deutschen in einer vorbildlichen Weise; unter seiner Leitung hat das Kölner Generalstudium den beispiellosen Aufschwung genommen, der es zur bedeutendsten Dominikanerhochschule nach der Pariser erhob. Hier studierten und wirkten Tauler und Seuse; Meister Eckhart wurde 1314 Lesemeister in Köln, dort begann der Prozeß gegen ihn, ein schlimmes Vorspiel späterer Ereignisse, 1327 ist er in Köln gestorben.

1260 erhielt Köln das Generalstudium der Franziskaner, als dessen berühmtester Lehrer 1308 Johannes Duns Scotus, der erste große Kritiker der scholastischen Logik, berufen wurde; noch im selben Jahre starb der Schotte in der rheinischen Hauptstadt, deren Minoritenkirche sein Grab enthält.

Diese beiden Generalstudien, im besonderen aber die Dominikanerhochschule, sind die Grundlagen für die Kölner Universität von 1388 geworden. Kurz nacheinander erfolgt die Gründung der beiden rheinischen Hochschulen des Mittelalters: 1386 die fürstliche Gründung der kurpfälzischen Universität Heidelberg, 1388 die stadtkölnische Gründung, die erste bürgerlich-städtische Gründung in Deutschland. Prag und Wien waren 1349 und 1365 vorausgegangen, Prag von den rheinischen Luxemburgern zum geistigen Mittelpunkt ihrer neuen Hausmacht bestimmt. Wenn man die geistlichen Vorstufen ins Auge faßt, so hat Köln die älteste Überlieferung, hat an dieser kirchlichen Überlieferung freilich auch wie keine andere Hochschule zu leiden gehabt.

⁹ Linden

Die Pariser Universität hatte bis dahin fast unumschränkt im westdeutschen Raume die Studenten an sich gezogen, aber schon lange war die nationale Zurücksetzung der Deutschen in Paris schmerzlich empfunden worden. Paris herrschte im universalistischen Sinne des Mittelalters, im Sinne jener Äußerung des rheinischen Klerikers Alexander von Roes, der um 1300 den drei europäischen Hauptvölkern die universalen Grunddinge zuerteilt hatte: den Deutschen das Imperium, den Italienern das Sacerdotium, den Franzosen das Studium. Da sprengte das Schisma von 1378 wie die kirchliche so die wissenschaftliche Universalität — ein wichtiger Vorgang in der Geistesgeschichte des Mittelalters. Paris blieb dem französischen Papste von Avignon ergeben, die dem römischen Papste anhängenden rheinischen Lande gründeten bald darauf ihre beiden Hochschulen Heidelberg und Köln. Bei beiden starke Anlehnung an die Pariser Satzungen und Einrichtungen, bei beiden zahlreiche Pariser Dozenten berufen — aber volle Unabhängigkeit von der Hochschule, die bisher die Herrscherin Mittel- und Nordeuropas gewesen war.

Köln hat auf ein Jahrhundert hinaus den geistigen Vorsprung vor Heidelberg behalten. Heidelberg eröffnete mit 3, Köln mit 21 Magistern und 700 Studenten. Noch einmal öffnete sich für Köln die Gunst des großfränkischen Raumes und seiner alten Kulturlinien: zu ihm strömten die Studenten aus den gesamten Rheinlanden, aus Westfalen, aus den Niederlanden. Von 35 789 Immatrikulierten der Jahre 1389 bis 1559 stammten 13 646 aus den Bischofssprengeln Lüttich, Tournai, Cambrai und Utrecht; von den drei Konservatorenstellen der Hochschulen waren zwei mit Stiftsgeistlichen aus Utrecht und Lüttich besetzt. Aber auch Ostdeutsche, Skandinavier, Schotten besuchten die Universität, deren Strahlungskraft während des 15. Jahrhunderts den deutschen Westen, die Niederlande, Nord- und Nordwesteuropa umfaßte. Stückweise verminderte sich diese Strahlungskraft durch die Neugründung von Hochschulen gerade in Anlehnung an die Kölner Universität: Löwen 1426, Trier 1453, Mainz 1476, Kopenhagen 1479 begrenzten Schritt für Schritt den geistigen Raum. Im 15. Jahrhundert hat die Kölner Gründung noch den hellen

Nachglanz geistiger Gemeinsamkeit genossen, Nationen verbunden; am Beginne des 16. Jahrhunderts brach um so unvermittelter die Katastrophe herein.

Der Stadtuniversität mit ihren weitreichenden hirschlichen Voraussetzungen tritt die landesfürstliche Gründung Heidelberg entgegen, die sich in dem noch ganz unentwickelten kleinen Städtchen auf keinerlei Überlieferung stützen konnte. Heidelberg verdankt seine Entstehung der Energie der pfälzischen Kurfürsten, Ruprechts I. († 1390) und seines Neffen Ruprechts II., mit dem die Pfälzer Wittelsbacher für einmal auf den deutschen Königsthron gelangten. Auch Heidelberg war für einen großrheinischen Raum gegründet: der Organisator und erste Rektor war der Niederländer Marsilius von Inghen, Philosoph und später Theologe, durch die Fülle seiner niederrheinischen Pfründen ein reicher Mann, der die junge Hochschule auch geldlich stützte; als Konservatoren wurden Stiftsgeistliche aus Neustadt an der Hardt, Köln und Konstanz bestimmt. Aber der Kölner und der Konstanzer haben ihre Ämter praktisch gar nicht ausgeübt, und als zwei Jahre nach der Gründung Heidelberg Köln seine Hochschule schuf, da ging eine Massenauswanderung niederrheinischer Magister und Scholaren nach der rheinischen Hauptstadt. Heidelberg ist im 15. Jahrhundert rein pfälzische Hochschule gewesen, die nur aus Mainz, Trier, vom Oberrhein eine Anzahl Studenten anzog, Kölns universaler Geltung aber nicht gleichkam. Daß es sich entwickelte, daß es immerhin ansehnliche Hörerzahlen aufwies, dankt es einzig und allein der liebevollen Fürsorge der Landesfürsten.

Auch in der geistigen Haltung tritt der Unterschied beider Hochschulen hervor. Die Grundpfeiler Kölns sind Theologie und „Kaiserrecht“, das heißt bürgerliches Recht auf römischer Grundlage. Die Koelhoffische Chronik von 1499 rühmt Köln als europäische Hochburg der Theologie neben der Universität der freien Künste Paris, der Rechtsschule Bologna, dem medizinischen Vorbilde Pavia, dem astronomischen Krakau. Als erste deutsche Hochschule pflegt Köln seit seiner Gründung das „Kaiserrecht“ neben dem kanonischen Rechte; seine

Rechtsfakultät zählt die meisten ordentlichen Professoren und Magister. Eindeutig ist die philosophische Haltung der Universität. Obwohl die Statuten von 1398 den Studenten die Wahl zwischen realistischer und nominalistischer Richtung, „via antiqua“ und „via moderna“ freistellten, so hielt die Hochschule als solche doch streng am Realismus, am klassischen Aristotelismus und Thomismus fest, sie beschließt 1415, die via antiqua beizubehalten, und lehnt eine 1425 an sie ergehende Aufforderung der deutschen Kurfürsten, zur via moderna „zurückzukehren“, entschlossen ab. Man will die Überlieferung Alberts des Deutschen beibehalten, will die res, nicht die termina pflegen, wie es unmißverständlich heißt. Es ist der rheinische Systemwille, der die zersetzende nominalistische Kritik ablehnt. Marsilius von Inghen dagegen, der Begründer Heidelbergs, vertritt die via moderna, obwohl er in Wahrheit seinen Nominalismus Okkamscher Nachfolge in sehr eklektischer Weise mit realistischen Begriffen durchsetzt. Nach Marsilius von Inghens Tode 1396 gewinnt Matthäus von Krakau den maßgebenden Einfluß, der Theologe, der als politischer Berater König Ruprechts eine hohe Stellung am pfälzischen Hofe einnimmt und 1403 seine scharfe Streitschrift „Über den Unrat am päpstlichen Hofe“ („De squaloribus curiae Romanae“) schreibt. Während Köln sich von der konziliaren Bewegung fernhält, spielt Heidelberg eine freilich stark wechselvolle Rolle in ihr — der konservative Norden und der revolutionäre Süden heben sich schon im Laufe des 15. Jahrhunderts deutlich voneinander ab, ehe am Beginne des 16. Jahrhunderts die Reformation den Zwiespalt der beiden Teile des Stammesgebiets unheilbar tief offenbart.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts verschiebt sich die philosophische Parteistellung: die via antiqua gilt nun vielmehr als das Neue, wird in Heidelberg von einer Reformpartei, an ihrer Spitze der Cusanusfeind Johann Wenck, verteidigt und vom Kurfürsten Friedrich I. dem Siegreichen 1452 durch Dekret eingeführt: via antiqua und via moderna werden auch in Heidelberg gleichgestellt, zugleich nach Kölner Muster das Kaiserrecht aufgenommen. Schon unter Friedrich dem Siegreichen dringen seit etwa 1450 humanistische Regungen an

der Heidelberger Hochschule ein, die auch damit ihre Abweichung von Köln bekundet; Peter Luder wirkt dort als einer der frühesten Humanisten, später folgt ihm der Dalbergkreis. Der Gegensatz Heidelberg-Köln bereitet sich so von allen Seiten her vor. Friedrich der Siegreiche hat für diese moderne Entwicklung seiner Hochschule das meiste getan; an seinem Hofe blühte literarische Anteilnahme wie am Rottenburger Hofe seiner Schwester, der Pfalzgräfin Mechthild; seine Hofchronik wurde von seinem Hofsekretär Matthias von Kemnat geschrieben, von Michael Bohaim in Verse gebracht. Seine Büchersammlungen haben der entstehenden „Palatina“, der Heidelberger Bibliothek, ihre ersten humanistischen Schätze gebracht.

Neben dieser reichen Entfaltung der offiziellen Wissenschaft steht die Blüte der rheinischen *Mystik*, die sich im engsten Wechselaustausch mit den niederländischen religiösen Strömungen vollzieht und noch einmal den großfränkischen Raum in seiner uralten Verbundenheit zeigt. Die „Brüder vom Gemeinsamen Leben“, die hochbedeutende niederrheinisch-niederländische Organisation der „Devotio moderna“, haben ihren Ursprung am Niederrhein; ihr erstes Bruderhaus scheint 1364 in Goch begründet worden zu sein; der aus Kalkar stammende Kartäuserprior *Heinrich Eghers* (1328—1408) hat dann auf den Niederländer Gerhard Groote (1340—1384) gewirkt, der die niederländische Gemeinschaft der Brüder zusammenfaßte und seinerseits wieder auf das Rheinland einen starken Einfluß übte. Heinrich Eghers war 1377—1384 Prior der Kölner Kartause St. Barbara an der Ulrichspforte, die 1334 vom Erzbischof Walram von Jülich gegründet worden war; in der Kölner Kartause pflegte man vor allem die Werke des großen flämischen Mystikers Jan van Ruysbroeck, bis ins 16. Jahrhundert hinein, wo Laurentius Sucus sie übersetzte. Über Köln trat Tauler mit Ruysbroeck in Verbindung und suchte ihn in dem niederländischen Bruderhause zu Groenendal auf. Die Brüder vom Gemeinsamen Leben haben bis ins beginnende 16. Jahrhundert das rheinische Geistesleben beeinflusst und bestimmt, die humanistischen Studien gefördert und so dem rheinischen Humanismus Bahn gebrochen. Aus ihrem Kreise geht ein Werk in

die Weltliteratur ein: des *Thomas Hemmerken von Kempen* (Thomas a Kempis, 1380—1471) in alle Sprachen übersetztes Buch „Von der Nachfolge Christi“ („De imitatione Christi“), dessen erstes Buch schon 1434 aus dem Lateinischen ins Niederrheinische übertragen worden ist. Es ist die Wegweisung zum einwärtsgewandten, gotthin-gegebenen, friedlichen Leben, die Lehre der Demut, des Gehorsams, der Inneneinkkehr, des guten Gewissens, des frommen und stillen Daseins. „Lerne die äußeren Dinge verachten und dich ganz den inneren hingeben, und du wirst das Reich Gottes in dir kommen sehen“ (II 1, „Disce exteriora contemnere et ad interiora te dare, et videbis regnum Dei in te venire“), das ist das Leitwort des ganzen Buches. Zwei Flügel führen von den weltlichen Dingen empor: Einfachheit (*simplicitas*) und Herzensreinheit (*puritas*). Die Dinge der Welt sind vergänglich, der Tod nimmt den Menschen weg, Hingabe an die Welt schafft ewige Unruhe und Unbefriedigung, das Wissen ist unfruchtbar, weil es begrenzt bleibt, denn unsere Sinneswahrnehmungen sind trügerisch, unser Erkennen vom Wahne und den Leidenschaften bedroht. Es nützt nichts, viel zu wissen, weil ein größerer Teil ungewußt bleibt; Tun gilt mehr als Wissen, werktätige Liebe im einfachsten Leben ist mehr wert als die stolzeste Forschung. „Ein einfacher Bauer, der Gott dient, ist besser als ein stolzer Philosoph, der unter Vernachlässigung seiner Seele den Lauf der Gestirne erforscht“ (I 2). Ein Lobpreis des einfachen, stillen, friedlichen, der Selbstbetrachtung zugewandten Lebens, denn der Weg führt nach innen; der Zweck des Lebens ist, ein „*spiritualis homo*“ zu werden (X I 25), Gott und Christus kehren in die ihnen bereite Seele ein, die sich von der einsichtigen Reue (*compunctio*) zur seelischen Andacht (*devotio*) erhebt. Selbstentsagung, Zurückhaltung des Urteils, schonendes Betrachten fremder Fehler, und als Höchstes die Liebe! „Wahrhaft groß ist, wer große Liebe in sich trägt“ (I 3, „*Vere magnus est, qui magnam habet caritatem*“) und „Viel tut, wer viel liebt“ (I 15, „*Multum facit qui multum diligit*“) — das sind die Kernsätze des Thomas von Kempen, die in ihrer knappen, klargeformten, schlagkräftigen Art den Erfolg des Werkes mitbestimmt haben. Alles auf Gott kehren, im Einen alles

erblicken, im Einen, Allbedeutenden den seelischen Frieden und das gute Gewissen zu finden, dies Evangelium der Weltabkehr und Gottesliebe ist von dem Kempener in einer klassischen Einfachheit und volksmäßigen Verständlichkeit, in einem ganz deutsch empfundenen, in seiner Herzensinnigkeit deutsch wirkenden Latein ausgesagt worden, das Jahrhunderte hindurch gewirkt hat.

Eckhart, Tauler, Seuse, die großen Meister der Mystik, haben in Köln gewirkt oder studiert. Meister Eckharts Einfluß zeigt sich bei den Kölner Dominikanern *Johann* und *Gerhard von Sterngassen*, die gleichwohl überzeugte Thomisten blieben und nur bestimmte mystische Gedanken mit ihrem Thomismus verschmolzen, wie vor allem Gerhard von Sterngassen, Eckharts Genosse im Kölner Dominikanerkonvent, mit seinem mystischen Hauptwerk „*Medela languentis animae*“ („Heilmittel der kranken Seele“) zeigt. Amtsgenossen Eckharts in Köln waren fernerhin Nikolaus von Straßburg und der Thüringer Giselher von Slatheim (Schlotheim bei Gotha); Nikolaus von Straßburg wurde 1326 mit in den Eckhartschen Ketzereiprozeß hineingezogen — man sieht, wie ein ganzer Kölner Mystikerkreis am Beginne des 14. Jahrhunderts entsteht. Tauler und Seuse haben in Köln gepredigt, Tauler ist von hier aus zu Ruysbroeck in den Niederlanden gefahren. Gegen Ende des Jahrhunderts tritt uns *Johannes Rode* (1362—1439) entgegen, Trierer Kaufmannssohn, der die Reform des Benediktinerordens im Sinne der neuen Frömmigkeit durchführt.

Im südlichen Stammesgebiet begegnet schon früh, gegen Ende des 13. Jahrhunderts, der Zisterziensermönch *Nikolaus von Landau*, im Kloster Osterburg bei Kaiserslautern, dessen mystisch beeinflusste Predigten auf Eckhart gewirkt haben. Den Höhepunkt der südrheinischen Mystik bildet die „*Theologia deutsch*“ eines ungenannten Deutschordensherrn aus Sachsenhausen gegenüber Frankfurt, der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zugehörig, das südliche Gegenstück zum Werke des Thomas von Kempen, eine Lehre der Selbstentsagung und Herzenslauterkeit, die Luther, der sie 1518 neu herausgab, tief beeinflusst und sein höchstes Lob auf sich gesammelt hat.

Im Zusammenhange mit diesen mystischen Strömungen entwickelt sich das Werk des größten Denkers des 15. Jahrhunderts, des umfassendsten und tiefdringendsten Geistes seiner Zeit, einer der bedeutendsten rheinischen Menschen: *Nikolaus Cusanus*. Wie Albert Philosoph und Politiker zugleich, hat er sein Leben in die wechselvollen Schicksale der Zeit gestellt, Niederlagen und Siege auf sich genommen, mit Feinden aller Art gerungen, ist aus Armut und Elend des väterlichen Hauses zum Glanz eines Kardinals emporgestiegen. Geboren 1401 zu Kues bei Trier als Sohn des Moselschiffers Henno Kryfts, wurde er durch die Gönnerschaft des Grafen von Manderscheid, der auf das frühe Leuchten seiner Begabung aufmerksam geworden war, auf Schulen geschickt, nach Deventer zu den Brüdern vom Gemeinsamen Leben, 1416 auf die Universität Heidelberg — ins thomistische Köln geht sein Weg nicht! —, 1417—1423 nach Padua, von wo er als Doctor juris utriusque zurückkehrt. 1425 wird er Domherr in Trier, erhält 1426 die Priesterweihe, ist seit 1427 Dechant an St. Florian zu Koblenz. Dann kommt die große Politik: 1432 schickt ihn sein Gönner, der Graf von Manderscheid, auf das Baseler Konzil, um seine Sache im Trierer Bischofsstreit zu vertreten, seine Ansprüche auf den Trierer Stuhl durchzufechten. Zwei Jahre lang kämpft er für den Grafen, wobei er sich der konziliaren Partei anschließt, in seinen Denkschriften den Konzilsgedanken gegen die päpstliche Alleinherrschaft vertritt. 1433 legt er dem Baseler Konzil seine erste große Schrift vor: „De concordantia catholica“, ein Vorschlag zur Reform des sinkenden und durch Zwietracht und Selbstsucht zerrissenen Reiches, eine glühende Verherrlichung des Reichsgedankens als der Verwirklichung von Einheit und Ordnung in der menschlichen Welt. Allen Bemühungen zum Trotz geht der Prozeß 1434 verloren, dem Grafen wird der erzbischöfliche Sitz abgesprochen, die konziliare Partei bringt keine Hilfe beim Spruch des Papstes, Nikolaus verläßt das Konzil. 1436 kehrt er nach Basel zurück und vollzieht 1437 seine vielberedete und vielverlästerte Schwenkung: unter Bruch mit der konziliaren Mehrheit des Konzils geht er zur päpstlichen Partei über. Es ist sicher, daß innere Über-

zungung ihn hier getrieben hat, die Erfahrungen des verlorenen Prozesses nur Stachel waren bei der wachsenden Erkenntnis, daß der Weg des Konzils nicht der richtige sei, daß auch in der Kirche der Weg der Einheit und Ordnung, d. h. der starken Herrschaft des Papsttums gegangen werden müsse. Das durchaus universale Ordnungsdenken des Cusaners setzt sich bei diesem Parteiwechsel durch. Die Mehrheit tobt gegen den Abtrünnigen und leitet 1438 einen Prozeß gegen ihn ein; um ihn zu decken, entfernt Papst Eugen IV. ihn schon 1437 auf eine Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel, wo er die erhoffte Wiedervereinigung der griechischen mit der römischen Kirche betreibt. 1441 erscheint er als päpstlicher Gesandter auf dem Reichstag zu Mainz, 1442 in Frankfurt, 1444 in Nürnberg. 1448 wird er Kardinal. Als päpstlicher Legat durchzieht er in den Jahren 1451 bis 1452 das Reich in allen seinen Teilen, hält vielbesuchte öffentliche Predigten, reformiert die verweltlichten Klöster im Sinne einer verinnerlichten Frömmigkeit. 1452 wird er Bischof von Brixen und damit vor die größte politische und kirchliche Aufgabe seines Lebens gestellt. Er greift die Aufgaben seines Bistums mit höchster Energie und aus innerster idealer Überzeugung, ohne Rücksicht auf alle äußeren Hemmungen an. Dem Herzog Sigismund von Tirol, der das in sein Gebiet eingesprengte geistliche Fürstentum bereits als sichere Beute angesehen hatte, tritt er entschlossen entgegen; der gänzlich verweltlichten, zum Adelshaus gewordenen Abtei Sonnenburg und ihrer Äbtissin Verena fordert er wie den übrigen Klöstern die Reform ab. Der Kardinal aus niederer Herkunft verwickelt sich in einen jahrelangen Kampf mit dem Tiroler Hochadel. Im Streite der Äbtissin Verena von Sonnenburg mit den Bauern von Enneberg schickt er ihnen seinen Stifthsauptmann mit Söldnern zu Hilfe, es kommt 1458 zu dem Blutbad von Enneberg, bei dem die empörten Bauern zusammen mit den bischöflichen Knechten die Söldner Verenas über die Klinge springen lassen. Mehrfache Verhängung des Interdikts durch den Bischof entrüstet Herzog und Adel nur noch mehr, die geistliche Waffe stumpft sich ab, als der Cusaner sich durch unzeitige Begünstigung von Verwandten einige Blößen gibt, wird er 1460 vom

Herzog gefangen und zum Abzuge gezwungen. Papst Pius II., einst Enea Silvio Piccolomini genannt, der humanistische Freund des Cusaners, ruft diesen nach Rom an seine Seite; dort stirbt er 1464 und wird in seiner Titularkirche San Pietro in vincoli begraben. Die vier römischen Jahre sahen einige seiner bedeutendsten Schriften, darunter „De venatione sapientiae“ („Über die Jagd nach der Weisheit“) reifen.

Das Denksystem des Cusaners ist eine tiefgründige, schöpferische Verbindung logischer Begrifflichkeit, mystischer Schau und mathematisch-naturwissenschaftlicher Ideen. Cusanus, der in Padua Schüler des Toscanelli gewesen war, Mathematik und Naturwissenschaft studiert hatte, steht auch hier in der großen Linie rheinischer Gedanklichkeit. Dem Baseler Konzil legte er 1436 seine „Reparatio calendarii“ („Kalenderreform“) vor, er verbesserte die alfonsinischen astronomischen Tafeln; aus einzelnen Notizen erschließt sich uns ein tiefgreifend verändertes Weltbild: das unendliche Weltall ohne Mittelpunkt, alles in ihm bewegt, aber alle Bewegung nur relativ zu nennen, da sie nicht nach festen Punkten gemessen werden kann, die Erde ein Stern unter Sternen im unendlichen Raum, alle Sterne aus den Stoffen der Erde — Einheit und Allheit einer organischen Welt werden hier klar geschaut, die kopernikanische Revolution vorbereitet. Das philosophische System dreht sich um die Hauptfrage des Verhältnisses von Gott und Welt, das Cusanus unter Zuhilfenahme mathematischer Begriffe und Anschauungen, aber unter Ablehnung scholastischer Dialektik in seinem innersten Wesen zu erfassen sucht: „De docta ignorantia“ (Über das gelehrte Nichtwissen“) lautet der bezeichnende Titel seiner ersten philosophischen Hauptschrift von 1440. Kein Pantheismus — es liegt eine unüber-schreitbare Kluft zwischen dem unendlichen Gott und der endlichen Kreatur. Gott ist das Eine (unitas), in dem alles zusammenfällt, er ist der Zusammenfall und die Einigung aller Gegensätze (coincidentia oppositorum), die Einheit von Seinkönnen und wirklichem Sein („possest“). Gott ist die Einfaltung (complicatio), das kreatürliche Sein die Ausfaltung (explicatio) und darin der Widerschein

(resplendentia) des göttlichen Seins. Die Welt ist das Abbild des Urbilds Gott, aber es gibt keine Proportion zwischen Unendlichem und Endlichem, Gott und Welt — um diesen Hauptpunkt kreisen immer wieder die Gedanken des Cusaners. Es ist das Eigentümliche seiner Philosophie, daß sie den logischen Zentralgedanken des Widerspruchs außer Kraft setzt; so entscheidet denn auch der Cusaner den großen Streit der mittelalterlichen Philosophie über die Universalbegriffe in einer ganz neuartigen Weise: die Universalia sind nicht nur Gedankendinge, sondern *in den Dingen wirklich*, außerhalb ihrer existieren sie nicht — eine eigenschöpferische Verbindung des platonischen und des aristotelischen Standpunktes! Es ist eine tief innere, organisch lebendige Verknüpfung zwischen dem Einzelding und seiner Idee (*natura individui cum ipsa idea unitur a qua habet omnia naturaliter*, „De venatione sapientiae“ cap. 1) und in dieser Berührung ist das Einzelding durch seine intelligible Idee mit der Gottheit verknüpft (*per contactum illum, quo individuum ideae suae jungitur, per ipsam ideam intelligibilem divinitati connectitur*, ebd.). Hier offenbaren sich die Grundzüge der *deutschen* Weltansicht des Cusaners: die Einheit und Allheit, die organische Verknüpfung aller Teile, weiterhin seine Überzeugung von der Güte der Welt: „Es ist etwas Gutes, Edles, Kostbares um das Sein; nichts, das ist, ist ohne Wert“ („De ludo globi“) und „Das Böse ist der Sache nach nichts“ (ebd.).

Einheit und Ordnung sind die Grundgedanken seiner Weltansicht; sie sind auch die Grundgedanken seiner Staatsanschauung, seiner Schau des *Reiches*, wie er sie in der frühen Schrift „De concordantia catholica“ von 1433 niedergelegt hat. Der Mensch ist ein politisches Lebewesen, das Reich hat seine Gemeinschafts- und Ordnungsaufgabe innerhalb der Menschenwelt und damit eine gottgesetzte Form. Heute aber ist das Reich zerfallen durch das Schwinden des Gemeinschaftsgeistes und die Schwäche der Führung: „Eine tödliche Krankheit hat das Reich befallen.“ Mit schneidenden Worten geißelt er die Selbstsucht der Kurfürsten und Fürsten: „Wie die Fürsten das Reich, so wird das Volk die Fürsten verzehren“ — noch einmal bäumt sich der

rheinische Reichs- und Volksgedanke gegen die territoriale Allmacht auf! Eine starke Zentralgewalt müßte geschaffen werden; ihre Stützen sind notwendigerweise: ein stehendes Heer, feste Steuern und Zölle, kraftvolle Gerichtsbarkeit. Zur Reform des Reiches schlägt Cusanus einen jährlichen Reichstag vor, aus den Kurfürsten, Vertretern der Fürsten und Städte und den kaiserlichen Richtern gebildet, eine Einteilung des Reiches in zwölf Gerichtssprengel mit kaiserlichen Richtern, welche die Volksrechtsbräuche ihrer Sprengel feststellen und aufzeichnen sollen (De conc. cath. III 35) — ein entschiedener Protest gegen die wachsende Aufnahme des römischen Rechts! Einheitliches deutsches Recht, allgemeines Fehdeverbot werden gefordert. Die „goldene Zeit“ der sächsischen Kaiser mit starker Reichsgewalt soll zurückgeführt werden, die göttliche Bestimmung des Kaisertums erneuert: „Der Kaiser ist der gemeinsame Vater aller nächst Gott“ (III 26). Gottgewollt ist für Cusanus auch die Scheidung der Zentralgewalt in imperium und sacerdotium, aber er mahnt den „römischen Bischof“, daß er „durch Niedrigkeit erhöht“ sei, daß er nicht ins imperium zu greifen habe — imperium und sacerdotium sollen nicht in irgendwelcher Abhängigkeit stehen, sondern in Harmonie zusammenwirken wie Seele und Leib. Eindrucksvoll lehnt Cusanus die päpstliche These von der „translatio imperii“ ab und weist die Konstantinische Schenkung als haltlose Erdichtung nach. Einheit, Mannigfaltigkeit, harmonischer Zusammenklang, geordnete Vielheit zur Einheit gebunden — diese Grundgedanken des philosophischen Systems beherrschen auch die Staatsanschauung und die Reichsidee.

Sie greifen noch weiter bis zu dem Gedanken einer *einheitlichen weltumfassenden Religion*: „una religio in rituum diversitate“ (eine Religion in der Mannigfaltigkeit der Kultgebräuche), wie es die Schrift über den Religionsfrieden, „De pace fidei“ von 1453 in unbefangener Freimütigkeit ausspricht. In diesem Sinne hat der Cusaner mit den Hussiten verhandelt, hat er sich um die Wiedervereinigung der griechischen und römischen Kirche bemüht und in seiner „Cribratio Aldheran“ (Sichtung des Korans) von 1461 die

Mohammedaner durch den Nachweis zu bekehren gesucht, daß die Grundlehren ihrer Religion mit dem Christentum übereinstimmten oder darauf hinführten. In diesem universalen Sinne hat er von seinen Zeitgenossen mancherlei Angriffe erfahren. Der berühmteste Angriff ging von der Heidelberger Hochschule aus, wo der Philosoph Johannes Wenck, derselbe, der 1452 die Einführung der „via antiqua“ an der Universität durchsetzte, in seiner Streitschrift „De ignota litteratura“ gegen des Cusaners „De docta ignorantia“ den Satz vom Widerspruche ins Feld führte und mit dem gefährlich entstellten Satze, der die Weltansicht des Cusaners zusammenfassen soll: „Omnia cum Deo coincidunt“ (Alles fällt mit Gott zusammen) seinen Gegner des Pantheismus zu überführen suchte. Cusanus hat 1449 in seiner „Apologia doctae ignorantiae“ diese Entstellungen scharf zurückgewiesen, aber es ist begreiflich, daß die Grundgedanken seiner Weltansicht von der Scholastik aus unverständlich bleiben mußten.

In Cusanus gipfelt die rheinische Geistesbewegung des ausgehenden Mittelalters; die Linie deutscher Weltbetrachtung, die mit Hildegard von Bingen und Albert dem Deutschen begann, hebt sich in ihm steil empor, um ein Jahrhundert später in dem großen Alemannen Parazelsus, nach zwei weiteren Jahrhunderten in dem Rheinfranken Goethe ihre Höhe zu erreichen. Mystik und Humanismus verbinden sich in ihm, der zwölf Komödien des Plautus aus rheinischen Büchereien gerettet hat; ein neues Zeitalter hebt sich empor, das die Welt mit immer schärferen Augen sieht. In wesentlichen Dingen aber gehört der Cusaner der alten Zeit oder richtiger einer langdauernden Überlieferung zu: das einheitliche starke Reich, die einheitliche geschlossene Kirche — bei diesen universalen Hauptgedanken bleibt der Mann, der kein „Vorreformator“, sondern das Gegenteil war, der letzte große Vorkämpfer der mittelalterlichen Einheitswelt. Gerade darin ist er ein kennzeichnender Träger rheinischer Art gewesen.

In den Jahren 1437 bis 1452 entwickelt der Mainzer Patrizier Johann Gensfleisch von Gutenberg († 1468) seine grundstürzende Erfindung des *Buchdrucks* mit handgegossenen beweglichen Metalllettern; 1452 erscheint das erste gedruckte Prachtwerk, die 42zeilige

Gutenbergbibel in lateinischer Sprache. 1456 gründet Gutenberg untreuer Gesellschafter Johannes Fust zusammen mit Gutenberg's ehemaligem Gesellen Peter Schöffer die zweite Mainzer Druckerei, und nun verbreitet sich die rheinfränkische Erfindung über alle Lande. 1466 richtet der Hanauer Ulrich Zell die erste Kölner Druckerei mit weitreichender Wirkung ein; ihm folgen Arnold Therhoernen, der Lübecker Johann Koelhoff, der 1499 die berühmte Kölner Stadtchronik druckt, der Straßburger Heinrich Quentell, der 1479 eine niederdeutsche Bibel erscheinen läßt, die mit ihrem reichen und künstlerisch hochstehenden Bildschmuck ein Vorbild für die deutsche Buchbebilderung wird. Köln wird ein hervorragender Buchdruckort; es setzt die konservative Überlieferung Gutenberg's fort und entwickelt sich zur Hochburg katholisch-theologischen Schrifttums. In Köln ging der Engländer William Caxton 1471—1472 in die Lehre, der die deutsche Erfindung nach England brachte, während sie in allen anderen europäischen Ländern durch deutsche Buchdrucker-gesellen eingeführt wurde (so in Valencia von dem Kurkölnener Lambert Palmart). Noch einmal treten die alten Kulturlinien hervor: von Mainz geht der Buchdruck nach Schwaben (Straßburg, Ulm, Augsburg), Ostfranken (Nürnberg), Niedersachsen (Lübeck), Mitteldeutschland (Leipzig, Wittenberg, Erfurt), der Ostmark und dem Nordosten. Rheinische Druckerstädte sind im 15. Jahrhundert noch Eltville als Residenz des Mainzer Erzbischofs, Speyer, Worms, Heidelberg, Pforzheim, erst sehr spät Frankfurt, das 1530 seine erste ständige Druckerei erhält, aber als Buchmesse schon früh im 15. Jahrhundert eine überragende Bedeutung gewinnt. Köln und Mainz als Druckerstädte, Frankfurt als Buchmessestadt bezeugen die Bedeutung des Buchdrucks in den Rheinlanden — gleichwohl hat die Heimat der Erfindung weder die geistige noch die technische Führung zu behaupten gewußt, Schwaben, Ostfranken, Niedersachsen, Mitteldeutschland, dann Italien, die Niederlande, Frankreich überflügelten sie und gaben dem Buchdruck seine revolutionäre Kraft. Die fränkischen Rheinlande schenken der Welt die umstürzendste Erfindung

neuerer Zeiten, aber in einem Augenblicke, wo sie nicht mehr die geistige Macht besaßen, diese Erfindung zur Führung auszunützen.

Das 15. Jahrhundert ist die Spätblüte rheinischer Kultur. Noch ist Köln das größte deutsche Gemeinwesen, führende Handels- und Kulturstadt trotz so mancher Verfallerscheinungen; als es 1475 die Anerkennung als freie Reichsstadt erringt, setzt mit den ungeheuren Kosten des Neuer Kriegeres freilich schon der Rückgang ein. Neben ihm entwickelt sich Frankfurt — 1356 durch die Goldene Bulle als Wahlstadt der deutschen Kaiser, 1372 als freie Reichsstadt anerkannt — als bedeutsamer Handels- und führender Messeplatz; mit 10 000 Einwohnern ist es am Ende des 15. Jahrhunderts zur Hauptstadt der südlichen Rheinlande geworden. Beide Städte schmücken sich mit hervorragenden Werken der Spätgotik, Köln mit seinem herrlichen Rathausturm von 1446, Frankfurt mit dem 1415 begonnenen Pfarrturm; die Kölner Malerschule ist ein Höhepunkt der deutschen Kunstentwicklung. Der Sieg über Karl den Kühnen 1474 bis 1475 hat den nationalen Stolz der Rheinlande befestigt; der niederrheinische Einheitsstaat Jülich-Berg-Kleve-Mark wächst unaufhaltsam zusammen und verspricht eine Zusammenfassung der territorial zerrissenen Gebiete. Aber unverkennbar ist auch die wachsende Spannung zwischen Nord und Süd des Stammgebietes, unverkennbar die zunehmende Absplitterung der Niederlande, die beginnende Auflösung des großfränkischen Kulturkreises, der drohende Aufstieg Westeuropas nach Beendigung des englisch-französischen Jahrhundertkrieges. Letzte Blüte und nahender Verfall stehen im 15. Jahrhundert unmittelbar nebeneinander.